

Horst Schreiber/Elisabeth Husl (Hg.)

Gaismair-Jahrbuch 2023

Im Aufwind

StudienVerlag

Innsbruck
Wien



Jenische Sprache,
Musik und Geschichte

Einleitung

„Jenische leben in Europa und in ganz Österreich, sie sind eine transnationale Minderheit. Der Europäische Jenische Rat spricht von ca. 500.000 Jenischen in Europa. Jenische haben eine eigene Sprache, das Jenische. Es wird traditionell nur innerhalb der Familien weitergegeben. Die jenische Kultur ist eine mündlich überlieferte und fand bisher kaum Eingang in die GeschichtssCHREIBUNG.“¹

Ab den 1980er-Jahren begannen Jenische in Österreich auf ihr Dasein und ihre Situation öffentlich aufmerksam zu machen: Eine Geschichte der Ausgrenzung, Diskriminierung und Verfolgung, die sich selbst nach Ende des Zweiten Weltkrieges fortsetzte. Bewusstsein zu schaffen und ins Gespräch zu kommen, war damals allen voran Romed Mungenast ein wichtiges Anliegen. Im Tiroler Oberland geboren, setzte sich der Eisenbahner als einer der ersten für die Sichtbarmachung jenischer Kultur und Sprache sowie dafür ein, das von der Mehrheitsgesellschaft über Jahrhunderte tradierte negative Bild Jenischer ins Wanken zu bringen.

In dem Beitrag „Kneisesch, Gadsche, d’Jenischen? Erinnerungen an Romed Mungenast – ein Jenischer Pionier“ erzählt *Eva Lunger* die Geschichte seiner Familie: „Die Großmutter ein Schwabenkind, die Mutter nicht sesshaft und nicht jenisch, der Vater ein Jenischer.“ Schon in jungen Jahren machte sich Romed mit dem Jenischen vertraut und begann sich mit seiner Herkunft auseinanderzusetzen. „(...) er wurde ein ‚Volkskundler‘, er war ein ‚Fensteröffner‘ in eine andere Welt, eine andere Kultur. Er zeigte auf, wie diese Fenster immer wieder zugeschlagen und zugemauert wurden von den sogenannten ‚Gadsches‘ – den Nicht-Jenischen. Er las Bücher über andere Volksgruppen, über Verfolgte und Minderheiten in Europa, er sammelte Illustrierte, Tages- und Wochenblätter (...)“, schreibt Eva Lunger, die Romed 2001 kennenlernen durfte. Gemeinsam planten sie eine Ausstellung auf Schloss Landeck, aus der die Neuaufstellung des Museums werden sollte: „Wir wollten Menschen zu Wort kommen lassen, die aus ihrem Leben und aus ihrer Erfahrung erzählen. (...) Wir veranstalteten Lesungen, Seminare und viele Gespräche mit Interessierten. Romed wurde nicht müde zu erzählen. Er hat seine Erfahrungen und sein Wissen geteilt und anderen mit auf den Weg gegeben. Er hat Menschen bestärkt und in den Bann gezogen.“

Der Beitrag widmet sich dem Lebensweg von Romed Mungenast und würdigt einen ganz besonderen Menschen, dessen Wirken bedeutende Spuren hinterlassen hat: „Romed war ein Geschichtenerzähler, ein Sammler, er zeigte die Welt der Jenischen auf, er redete und schrieb Jenisch, damit machte er auf die Sprache aufmerksam, er war Lyriker und Poet, Schriftsteller und Forscher. Er gab den Ausgegrenzten eine Stimme und sein Bemühen um Wertschätzung und eine differenzierte

Sichtweise hörte nicht bei den Jenischen auf. Davon zeugt seine Sammlung, die nun für alle zugänglich im Brenner-Archiv in Innsbruck Platz gefunden hat. Viel wurde über ihn berichtet, sein Werdegang und sein Leben beeindruckten. Romed Mungenast hat die öffentliche Wahrnehmung verändert und am 1. Juni 2004 vom Österreichischen Bundespräsidenten den Berufstitel ‚Professor‘ verliehen bekommen.“

Seither gibt es zahlreiche Publikationen, Veranstaltungen, Aktivitäten, die sich der jenischen Geschichte und Gegenwart, ihrer Sprache und Kultur widmen. Eine Wiedergutmachung oder offizielle Entschuldigung für das Unrecht, das Jenischen widerfuhr, steht aus. Die Anerkennung der Jenischen in Österreich – wie sie das Regierungsprogramm vorsieht – wäre daher ein längst überfälliger Schritt, bei dem es vor allem um Wertschätzung, Respekt, Menschenwürde und gesellschaftliche Aufwertung geht.

Mit dem Stellenwert der jenischen Sprache beschäftigt sich der nächste Beitrag im vorliegenden Schwerpunkt von *Heidi Schleich*: „Jenisch – eine Sprache auf der Suche nach Anerkennung. Warum Jenisch mehr als ein Soziolekt, eine Sprachvariante oder eine Sondersprache ist“. Die Autorin hinterfragt, weshalb dem Jenischen so häufig der Status einer eigenständigen Sprache abgesprochen wird und plädiert für einen neuen Standpunkt. Anhand verschiedener Kriterien erläutert sie, dass es sich beim Jenischen um eine Einzelsprache handelt und verweist etwa auf den Faktor der Selbsteinschätzung: „Für Jenische ist es keine Frage, welchen Status ihre Sprache hat. Da sie miteinander jenisch sprechen, ist Jenisch eine Sprache. Jenische können sich in vielen europäischen Regionen in jenischer Sprache unterhalten – somit ist Jenisch eine europäische Sprache, die Europa sprachlich sehr weiträumig verbindet.“

Unter dem Titel „Die Musik mit dem jenischen Zwick“ lässt uns *Willi Wottreng* eintauchen in die Besonderheiten, Ausprägungen und Klänge jenischer Musik in der Schweiz. Er kennt sie aus eigener Anschauung, weil er Anlässe wie etwa die „Feckerchilbi“ – ein jenisches Kulturfest – mitorganisiert hat, „denn einen Niederschlag in der Fachliteratur hat diese Musik noch kaum gefunden.“ Mit dem Kinofilm „Unerhört Jenisch“ und dem bekannten Musiker Stephan Eicher hat „ein breites nichtjenisches Publikum die Existenz dieser eigenständigen Musik bemerkt. Allerdings hatte sie sich ja oft bedeckt gehalten wie viele Jenische selber.“ Der Autor nimmt uns mit auf eine musikalische Reise: von der Volksmusik, den Tanzböden und dem „Schwyzerörgeli als Sinnbild alpenländisch-jenischer Kultur“ über die Geige der Fränzli-Musiker und der Hippies, vom Guggisberglied zur Weltmusik bis hin zum durchaus kommerziellen Schlager mit „Herz-Schmerz-Gefühlsausdruck“. Und er kommt zum Schluss: „Heute taucht ein ganzer Kontinent von jenischer Musikkultur auf aus einem Nebel von Schweigen und Scham und Schert-uns-nicht, unter dem er verdeckt lag. Diese Kultur wird heute wahrgenommen und morgen wohl auch erforscht werden. Zu erforschen wäre allerdings auch die Tragik der gestohlenen Kompositionen.“

Einem Ort des Erinnerns, Forschens und der Auseinandersetzung mit jenischer Geschichte widmet sich der Beitrag „re:framing jenisch – Zum Start des jenischen Archivs“ von *Bernhard Schneider* und *Michael Haupt*. Die Autoren schil-

dern die Hintergründe, Fragestellungen und Prozesse, aber auch die Grenzen eines Projekts, das „einen Beitrag zur Bewahrung und Sichtbarmachung des kulturellen Gedächtnisses der (Tiroler) Fahrenden leisten“ möchte. Das jenische Archiv versteht sich als Ort, an dem Geschichte partizipativ geschrieben wird. Insbesondere durch mündliche Berichte von Zeitzeug:innen wird dem Wissen „über“ ein Wissen „von“ Jenischen hinzugefügt und so ihre Handlungs- und Widerstandsfähigkeit betont. Alternative Erzählungen und künstlerische Interventionen sollen vorherrschende Bilder in der Mehrheitsgesellschaft aufbrechen. Die jenische Autorin Simone Schönelt und die Illustratorin Isabel Peterhans erzählen anhand von Graphic Novels Szenen aus jenischen Leben. Der Akkordeonist Rudi Katholnig komponierte ein entsprechendes Musikstück, das dankenswerter Weise in limitierter Stückzahl diesem Jahrbuch beigelegt werden kann. Denn: „Historische Dokumente, aber vor allem auch Erzählungen und Lebensgeschichten sind von unschätzbarem Wert, nicht nur für das Jenische Archiv, sondern auch für die Sache der Jenischen.“

Anmerkung

- 1 Verein zur Anerkennung der Jenischen in Österreich und Europa, <https://www.jenische-oesterreich.at> (Zugriff 1.8.2022).

Eva Lunger

Kneisesch, Gadsche, d’Jenischen? Erinnerungen an Romed Mungenast – ein Jenischer Pionier

Die Großmutter ein Schwabenkind,
die Mutter nicht sesshaft und nicht jenisch,
der Vater ein Jenischer.

Eine kleine Hütte in Zams und die große Liebe. So fangen Märchen an. Die junge Rosa verliebt sich in Karl Mungenast, der sich selber öfter „Weltencharlie“ nennt. Sie will weg von daheim, raus aus der Enge einer Ein-Zimmerwohnung mit Gemeinschafts-WC am Gang, weg von der Familie auf engem Raum. Sie ist das 6. Kind von Georg Th. und seiner Frau Emma. Sie arbeitet wie früher ihre Mutter in der Textilfabrik in Landeck und träumt von einer anderen, besseren Welt. Junge Menschen treffen sich, wollen mehr als nur für wenig Geld in der Fabrik arbeiten, wollen raus aus dem Familienverband, wollen die Armut und Not der Kriegs- und Nachkriegszeit¹ vergessen. Doch – werden Träume wahr und wie enden oft Märchen? Geboren am 24.11.1931 wird Rosa mit gerade mal 17 Jahren schwanger.



*Romed Mungenast, 2002
(Foto: Andrea Weiskopf-Mungenast)*

Rosa hat 4 Schwestern, die kleine Martha ist mit 9 Monaten gestorben, und einen großen Bruder, der noch bis 1948 in Marokko in Gefangenschaft sein wird. Die zwei Schwestern Anna und Helene erzählen mir von ihrer Familie und der sehr erschütternden Geschichte ihrer Mutter Emma:²

Großmutter Emma – die Geschichte eines Schwabenkindes

Sie war das vierte von fünf Kindern. Ihre Mutter (also unsere Großmutter) stammte aus Schwaz und war das Kind besserer Eltern und soll eine schöne, dunkelhaarige, groß gewachsene Frau gewesen sein. Diese Großmutter, die wir ja nur vom Erzählen kannten, war viele Jahre krank, verbunden mit großen Schmerzen. Sie war schon 8 Jahre lang im Bett, der Vater hat die drei jüngeren Kinder nicht haben können und sie deshalb ins Schwabenland geschickt. Beim Abschied sagte die Mutter zu den Kindern: „Ich seh’ euch nimmer, der Herr segne und schütze euch.“ Und so geschah es auch, die Mutter starb im Alter von 45 Jahren, als Emma elf Jahre alt war.

1906 – Emma war damals 10 Jahre alt – fuhren die Kinder mit dem Zug unter der Begleitung eines Geistlichen nach Ravensburg, wo am Kindermarkt um die Emma gerauft wurde. Unsere Mutter erzählte uns oft, dass sich einige Bauern um sie gestritten haben, weil sie ein verhältnismäßig großes und kräftiges Mädchen war. Die Bauern zogen an ihrem Umhangmantel und jeder wollte unsere Mutter haben und so rissen sie ihr den Mantel kaputt.

Emma war mehrere Jahre immer beim gleichen Bauern in der Nähe von Ravensburg, er hat immer schon auf sie gewartet. Er hatte viele Kühe, Wiesen und Krautäcker. Das Mädchen hatte nie etwas von einer Bauersfrau oder von Kindern erzählt und der Bauer war eher groß, grob und hart. Er hatte nur Knechte und Mägde und beim Essen musste Emma allein sitzen. Ihre Liegestatt hatte sie am Dachboden, wo es kalt war, hereinregnete und Mäuse und Ratten waren. Ihre Arbeit begann um 5.00 Uhr in der Früh. Sie musste Mist tragen, auf den Krautäckern jäten, hacken und Kraut ernten und auf den Feldern heuen helfen. Das einzige Paar Schuhe, das sie besaß, war nur für die Hin- und Heimreise gedacht, Emma ging immer barfuß. Wenn sie im Herbst die Kühe auf der Weide hüten musste, wärmte sie ihre Füße in den warmen Kuhfladen. Einmal, als der Bauer mit der Sense mähte und das Mädchen das Gras mit der Gabel verteilte, verletzte er sie an der Ferse. Er ging nicht mit ihr zum Doktor, sondern er verband sie selber. Sie hatte zeitlebens Probleme mit ihren Füßen. Für ihre Arbeit erhielt sie Schuhe und Gewand und der Geistliche, der die Kinder abholte, kassierte auch ein paar Gulden.

Am Sonntag durfte Emma nach Ravensburg in die Kirche gehen. Ihre Geschwister Maridl und Toni waren bei anderen Bauern untergebracht. Toni mit 8 Jahren musste Schweine hüten und im Stall schlafen, oft bis 23.00 Uhr arbeiten, beim Dreschen helfen. Alles, was er tat, war zu wenig und oft wurden die Kinder als „fule Tiroler“ beschimpft.

Emma war drei- bis viermal im Schwabenland, auch ihre Schwester Maridl. Als sie etwas größer waren, hat man die beiden Mädchen gerne auf Hochzeiten zum Singen geholt – der Lohn war ein Essen. Aus Maridl wurde Maria – ein bildhübsches

Mädchen – und nicht nur einmal lief sie ihrem Bauer davon, da er ihr nachstellte. Doch sie hatte kein Glück. An einem Schafschurtag wurde sie von einem Schäfer vergewaltigt und kam schwanger heim. Daheim hatte der Vater wieder geheiratet, die Kinder waren mehr oder weniger auf sich selber gestellt, da in der neuen Familie kein Platz für sie war. Maria heiratete in Landeck, ihr Los blieb ein schweres und sie starb jung an einer Lungenentzündung.

Emma blieb bis zu ihrem 20. Lebensjahr im Schwabenland, auch nach Beginn des 1. Weltkrieges. Sie arbeitete in Privathäusern und Gasthäusern und hatte es natürlich ein bisschen leichter mit der Arbeit als bei den Bauern. Zurück in Landeck bekam sie Arbeit in der Textilfabrik und wohnte im Mädchenheim. Sie lernte ihren zukünftigen Mann kennen. Georg arbeitete als Schlosser in der Donau Chemie, die Familie wohnte in der Kaifenau, einem Ortsteil von Landeck. Doch nicht lange, dann wurde er arbeitslos. Die Familie übersiedelte in eine Baracke in den Ortsteil Bruggen. Dort hatten sie nur einen Raum für sieben Personen. „*Eigentlich war es ein kaltes Loch*“, meinte Anna. Der Vater arbeitete dann eine Zeit lang im Steinbruch in Zams und während des Krieges hatte er Bereitschaft bei einem Kfz-Betrieb in Landeck für dringende Reparaturen. Als der Krieg vorbei war, konnte er wieder als Schlosser in der Textilfabrik arbeiten.

Es war ein hartes Leben – kaum Platz für sieben Leute. Die älteren Mädchen arbeiteten auch in der Textilfabrik und wohnten bei den Eltern. Die Mutter war verzweifelt, bat den Pfarrer um Hilfe für eine größere Wohnung. Aber nachdem er die Familie nie am Sonntag in der Kirche sah, war von dieser Seite keine Hilfe zu erwarten. Der Ausspruch von Georg Th.: „Die Berge sind mein Gotteshaus!“ war weitem bekannt. Doch der Betriebsleiter war mit der Familie befreundet und so bekamen sie eine größere Wohnung im Ortsteil Perjen. Die Mutter Emma hatte Zeit ihres Lebens ein Leiden mit ihren offenen Füßen. Das war wohl der Lohn für die schweren Jahre im Schwabenland. Mutter Emma starb mit 61 Jahren im Jahr 1957 an einer Grippe.

Mutter Rosa – sesshaft oder jenisch?

Doch blenden wir in das Jahr 1948 zurück. Die Eltern waren erschüttert, als ihnen Rosa sagte, dass sie ein Kind erwarte. Sie verboten ihr, wieder nach Zams zu gehen, doch erfolglos. Sie kam nicht mehr heim. Nach der Geburt ihres ersten Sohnes wurde sie schwer lungenkrank, musste nach Natters in die Lungenheilstation und der kleine Heinz kam zu Rosas Eltern. Anna und vor allem Helene halfen der Mutter bei der Betreuung des kleinen Jungen, der Vater übernahm die Vormundschaft und Rosa entschied sich nach ihrer Genesung für ein Leben mit Karl Mungenast, obwohl ihre Eltern strikt dagegen waren und sie immer wieder baten, dass sie doch heimkommen möge.

Das war ein kleiner Einblick in das Leben von „Sesshaften“, auch ihr Leben war gekennzeichnet von Armut, Arbeitslosigkeit, beengten Wohnverhältnissen und Hunger. Sprach man schon beim Verschicken der Kinder ins Schwabenland

davon, dass dies geschah, „um einen Esser weniger am Tisch zu haben“, so ging erst im Jahr 1948 die kriegsbedingte Hungersnot in Tirol und fast im ganzen übrigen Westeuropa zu Ende.³

Bündel

Stets im Bündel gebunden,
deine Habseligkeiten, Fremder,
die Knoten des Bündels festgezogen,
den Stab durch die Knoten geschoben.

Jetzt wartest du
auf die Gnade der Behörde,
je nachdem hebt
oder senkt sich
deine Hand
mit dem Bündel.

Und such dich ja nicht
hier zu entfalten,
Fremder,
du bist kein Mensch,
kein Bürger
des Landes.

Du selbst bist nicht mehr
als ein lange hier lebendes Bündel,
das sich nicht öffnen
und
nicht entfalten darf.⁴

Ilija Jovanovic

Nun kehren wir dort ein, wo es Rosa hingezogen hat. Damals war es „š'Äuli“, mehr ein Bretterverschlag, den dann Karl M. ausbaute und aufstockte, sodass seine Familie Platz hatte. Heute ist es der Magdalenaweg 14 in Zams, ein gepflegter Garten um eine einfache Holzhütte, wo Romeds jüngster Bruder Georg Mungenast wohnt.

Kannte Rosa die Geschichte von Georgs und Romeds Großvater, liebevoll „Neni“ genannt? Romed Mungenast erzählt sie uns in seinen Reminiszenzen. Im Frühjahr 1926 hatte sich Romedius Mungenast sen. (geb. am 30.12.1886) wieder von seinem Winterplatz in Alberschwende aus auf den Weg nach Tirol gemacht. Doch diesmal freute er sich nicht auf den Frühling, auf das Aufbrechen nach Tirol, denn diesmal lud er auf einen kleinen Leiterwagen nicht seine Werkzeuge, fertige Körbe und Kurzwaren zum Verkaufen, sondern er bettete seine schwangere

Frau auf den kleinen Wagen. Sie hatte zu Weihnachten einen Schlaganfall erlitten und war linksseitig gelähmt. Er schleppte sich mühsam den weiten Weg über den Arlbergpass nach Zams, um dort beim Mutterhaus der Barmherzigen Schwestern Hilfe zu erfahren. Ja, er bekam Hilfe von den Schwestern, welche sich ganz im Sinn des hl. Vinzenz von Paul für die Sorgen und vielschichtigen Nöte der Menschen einsetzten und der Familie Mungenast noch viele Jahre helfen sollten.

Die zwei Heimatlosen bekamen ein trockenes Quartier, man kümmerte sich um die kranke Frau und die Schwester Oberin ging persönlich mit Romedius sen. zum Bürgermeister. Ein kleiner Platz in den Innauen sollte aus dem Fahrenden einen Sesshaften machen. Er bekam Holz von der Gemeinde und Bretter vom Sägewerk des Klosters und versuchte eine einfache Hütte zu bauen. Doch diese wurde nicht sofort fertig, denn für das Überleben zu sorgen war wichtiger. Besen wurden gebunden und Körbe geflochten und er ging damit zu Bauernhöfen, tauschte diese gegen Lebensmittel ein oder bekam kurzfristig Arbeit. Im Juni 1926 kam das Kind zur Welt, ein kleiner Junge, zu früh geboren, untergewichtig. Würde er dem harten Leben standhalten? In den ersten Lebensmonaten war die alte Innbrücke sein Dach, grobe Leinentücher seine „weichen Windeln“ und die kranke und verzweifelte Mama erlitt einen zweiten Schlaganfall, sodass wieder Hilfe notwendig wurde. Man stelle sich vor, die Mutter völlig gelähmt, das Kind mit hohem Fieber, so kamen sie ins Krankenhaus. Primar Prenner und seine Frau nahmen den kleinen Karl als Pflegekind auf und er durfte vier Jahre die Geborgenheit dieser Familie erleben. Die entkräftete, schwer kranke Frau wurde im Pflegeheim in Ried gepflegt, sie verstarb mit 44 Jahren.

Der kleine Karl kam wieder zu seinem Vater und lebte mit diesem in der Hütte. Neni war kein guter Baumeister, so blieb diese Unterkunft ein Holzverschlag, 3 m auf 3 m, 1.70 m hoch.⁵ Es war ein Raum, wo gekocht und geschlafen wurde, Schnee und Wind kamen durch die Ritzen ins Innere, es war „ein Dach über den Kopf“, aber nicht mehr.

Der junge Karl lernte Rosa kennen, umwarb sie und aus ihnen wurde ein Paar. Doch mit 17 Jahren schwanger, verstand das Mädchen nicht, warum ihre Eltern mit ihrer Wahl nicht einverstanden waren. Sie wollte ihren eigenen Weg gehen, es sollte ein schwerer werden. Nach der Geburt des ersten Kindes Heinz, das bei der Mutter Emma und der Schwester Anna aufwuchs, wurde Rosa krank. Nach ihrer Genesung zog sie mit Karl M. in die sogenannte „Spitalbaracke“ in der Nähe des Krankenhauses Zams. 1953 kam Romedius, auch Romed genannt, zur Welt. Die Familie wuchs und Schwestern vom Krankenhaus, die das miterlebt hatten, erzählten mir, dass nach der Geburt vom Christele, dem dritten Kind, die Kinder immer bis zur Geburt des nächsten Kindes im Krankenhaus geblieben sind und von den Schwestern versorgt wurden. Inzwischen hatte Karl M. begonnen, die Hütte in der Au zu isolieren und etwas auszubauen. Strom und Wasser wurden angeschlossen, es gab einen Holzherd. Die nun fünfköpfige Familie zog in diese Hütte. Es war beengt, aber die Kinder fühlten sich wohl und der kleine Romed erlebte in den Innauen die Treffen mit den Jenischen, die hier immer wieder lagerten.

Jedes Jahr ein Kind, so wenig Platz zum Leben, immer wieder nicht wissen, was man den Kindern zum Essen geben kann, einen Mann, der nicht viel vom Arbeiten



*Zwei Mungenast-Mädchen
und Sr. Mathilde Regina Bachlechner
(Foto: Chronik Mutterhaus der
Barmherzigen Schwestern Zams)*

hält und die Not und Sorgen nicht versteht. Verzweiflung und Angst waren ständige Begleiter von Rosa. Wo war das Märchen, das nie stattfand?

Und wieder war das Mutterhaus Anlaufstelle und Hilfe für die Familie. Sr. Dr. M. Gerlinde Kätzler kann sich noch an drei Mädchen der Familie erinnern, die mit geeignetem Blechgeschirr regelmäßig ins Kloster kamen und von dort Essen holten. Sie sagte: „Es waren herzige Kinder, die auch an den Sonntagen ins Internat der LBA-Schülerinnen kamen, wo die Schwestern und Schülerinnen mit ihnen gespielt haben“. Hilfe kam auch von den Schwestern von Rosa, Anna und Helene und dem Kapuzinerpater Ludwig vom Kloster in Perjen. Aber wie demütigend ist es, wenn man immer wieder auf diese Hilfe, auf Almosen, angewiesen ist.

Romed Mungenast – Lebensweg eines Jenischen Pioniers

Aber was würde uns Romed von seinem Leben erzählen? Für den kleinen Buben waren die ersten Jahre Abenteuer und Freiheit bei seinem Neni in der Au. Sehr aufregend war es, wenn vom Frühjahr bis in den Spätherbst jenische Gruppen in den Innauen lagerten. Er hörte und schaute, lernte die fremde Sprache sowie ihre Lebensweise und Kultur kennen. Wie anders war doch dieses Leben als das eigene. In den Ferien durfte er mit den jenischen Verwandten und Bekannten für zwei oder drei Wochen mit auf die Walz gehen. Aber im Herbst holte ihn das „sesshafte Leben“ wieder ein und das hieß: Schule gehen. Allein der Name Mungenast reichte schon, um Außenseiter zu sein. Ausgegrenzt in der Dorfgemeinschaft, ausgegrenzt in der Schule. Aber es war vor allem eine Lehrerin, durch die der kleine Romed

fast zerbrach. Kinder wie er und seine Geschwister bekamen ständig zu spüren, dass sie als „minderwertig“ galten. Er versuchte, sich durch Stärke zu wehren und der kleine Bub wurde so, wie er gezeichnet wurde – laut, grob, die Fäuste sprachen für ihn. Als Jugendlicher sah er seine Vorbilder in den Freunden seines Vaters, die ihn bestärkten: „Sich wehren, sich nichts gefallen lassen und wenn du einer von denen bist, mit denen man nichts zu tun haben will, dann zeig’s ihnen richtig!“ Mit 16 Jahren war er verwickelt in Raufhändel und bekannt in den Gasthäusern. Als nach einer Auseinandersetzung der Gegner bewusstlos liegen blieb, hatte Romed das Schlüsselerlebnis, „wo es in mir Klick machte“.⁶ Er bekam Angst vor einem Leben, das andere gefährdet, dessen Folgen ganz klar Gefängnis heißen und in dem man sich auf die gleiche Stufe mit denen stellt, die einen angreifen und verfolgen.

Sein Leben wurde anders. Aus dem Raufbold wurde ein junger Mann, der sich vom Alkohol abwandte und sich zunehmend für die Geschichte seiner Vorfahren, für die Geschichte der Fahrenden, der Jenischen interessierte. Nach dem Bundesheer bewarb er sich bei den Österreichischen Bundesbahnen und begann 1974 seine Arbeit als Rangierer. Hier erlebte er sowohl Anerkennung als auch versteckte Anfeindung, weil er „einer von denen...“ war. Ein ehemaliger Eisenbahn-Kollege sagte mir: „Der Romed, das war ein feiner Kerl, auf den hast du dich immer verlassen können!“

Romed war nicht nur ein Bahnarbeiter, er wurde ein „Volkskundler“, er war ein „Fensteröffner“ in eine andere Welt, eine andere Kultur. Er zeigte auf, wie diese Fenster immer wieder zugeschlagen und zugemauert wurden von den sogenannten „Gadsches“ – den Nicht-Jenischen. Er las Bücher über andere Volksgruppen,



Romed Mungenast 1999 in Zams (Foto: Monika Zanolin)

über Verfolgte und Minderheiten in Europa, er sammelte Illustrierte, Tages- und Wochenblätter in den leeren Waggons und begann, diese zu ordnen, zu kopieren und zu archivieren. Er füllte Ordner um Ordner und 2001 durfte ich diese Sammlung und damit auch Romedius Mungenast kennen lernen.



Das von Willi Pechtl gestaltete Plakat zur Ausstellung „Die Fahrenden“ auf Schloss Landeck, 2001

Wir planten im Schloss Landeck, in dem ich Obfrau des Bezirksmuseumsvereins war, eine Ausstellung über die Fahrenden. Ich lebte zwar seit 1973 in Landeck, kannte Romed und seine Geschichte aber nicht. Es hieß, dass er mehr als jeder Volkskundler über „Karrner, Fahrende, Jenische“ wisse und daher der beste Ansprechpartner sein würde. Es sollte eine Ausstellung über Fahrende werden mit dem Anspruch auf „Innen- und Außensichten“. Das heißt, wir wollten nicht wie so oft als Sesshafte auf das Leben dieser Volksgruppe schauen, es bewerten und darstellen. Wir wollten Menschen zu Wort kommen lassen, die aus ihrem Leben und aus ihrer Erfahrung erzählen. Es wurde ein besonderes Erlebnis für mich und für viele andere. Sie kamen von überall her, Fahrende aus Deutschland, der Schweiz und Österreich und sie erzählten ihre Geschichten. Wir luden Schulklassen und Studierende der Universität Innsbruck ein. Wir veranstalteten Lesungen, Seminare und viele Gespräche mit Interessierten. Romed wurde nicht müde zu erzählen. Er hat seine Erfahrungen und sein Wissen geteilt und anderen mit auf den Weg gegeben. Er hat Menschen bestärkt und in den Bann gezogen. Er umarmte so viele und meinte: „Man muss Menschen drücken [umarmen], ihnen zeigen, was man für sie empfindet und so kann man sie gewinnen, dass sie einen verstehen!“

Diese Ausstellung war für uns so nachhaltig, dass daraus das Projekt des Umbaus von Schloss Landeck und die Neuaufstellung des Museums werden sollte mit dem Inhalt „bleiben oder gehen“. Der Bezirk Landeck war Jahrhunderte lang vom „Weggehen und Wiederkommen“ geprägt – von Armut und Hunger. So wollten wir die Geschichte der Schwabenkinder und Schwabengänger, der Fahrenden, der Auswanderer, der Optanten und natürlich auch die Geschichte der Kultur unserer Region aufzeigen. Romed hat uns dazu angestoßen.



*Foto der Ausstellung auf Schloss Landeck: „Leben auf der Straße – die Jenischen“, 2022
(Foto: Eva Lunger)*

Romed war ein Geschichtenerzähler, ein Sammler, er zeigte die Welt der Jenischen auf, er redete und schrieb Jenisch, damit machte er auf die Sprache aufmerksam, er war Lyriker und Poet, Schriftsteller und Forscher. Er gab den Ausgegrenzten eine Stimme und sein Bemühen um Wertschätzung und eine differenzierte Sichtweise hörte nicht bei den Jenischen auf. Davon zeugt seine Sammlung, die nun für alle zugänglich im Brenner-Archiv in Innsbruck Platz gefunden hat. Viel wurde über ihn berichtet, sein Werdegang und sein Leben beeindruckten. Romed Mungenast hat die öffentliche Wahrnehmung verändert und am 1. Juni 2004 vom Österreichischen Bundespräsidenten den Berufstitel „Professor“ verliehen bekommen. Seine Freude war groß und herzbewegend.

In dankbarer Erinnerung

Lieber Romed, ich möchte dir noch einen anderen Titel verleihen, den dir Menschen in Gesprächen und Erinnerungen ausgestellt haben: „Du warst ein liebender Mensch!“

Wenn deine Frau Andrea von eurer gemeinsamen kurzen Zeit erzählt, schwingt so viel Wertschätzung und Liebe durch. Das Besondere, das du für viele gewesen bist, braucht nicht ausgesprochen werden, es ist spürbar da. Du hast Menschen beeindruckt, wie du auf sie zugegangen bist, mit Liebe, Offenheit und Geduld. Du warst total fair und verlässlich und wohl das schönste Kompliment kommt von



Romed Mungenast, 19.7.1953–27.2.2006 (Foto: Andrea Weiskopf-Mungenast)

deiner Stieftochter: „Wenn ich einen Partner einmal in meinem Leben haben will, dann muss er so sein wie Romed!“

Du hattest Freunde und Freundinnen wie Bert Breit und Heidi Schleich und Günther Zechberger, um nur einige zu nennen. Bei gemeinsamen Gesprächen in Hall bei Günther wurden Projekte entwickelt, es wurde gesponnen und überlegt, es wurden „Traumhäuser“ gebaut, manche wuchsen in den Himmel und manche wurden auch verwirklicht, wie zum Beispiel eine Lesung von dir in Kramsach beim Tiroler Künstler Alois Schild, musikalisch begleitet vom Komponisten Günther Zechberger. In diesen Jahren war aus dir, dem aggressiven und ausgegrenzten Jugendlichen, ein hilfsbereiter, liebenswerter und fröhlicher Mensch geworden.

Ihr habt viel geredet, viel gelacht und es tut Günther sehr leid, dass ihr zwei Projekte nicht machen konntet, denn deine Lebensspanne ging dem Ende zu und so blieben diese Ideen unvollendet. Es hätte eine Vertonung von Romeds Gedichten für Sänger, Akkordeon und Gitarre geben sollen. Das war der Plan. Romed wollte selber singen, konnte keine Noten lesen. Aber wie notiert man Lieder, wenn man nicht Noten lesen kann? Allein das Ausprobieren machte Spaß und Freude. Und das zweite Projekt war die Erforschung des Weißenbachgrabens in Hall, wo einstmals kleine Lehmhäuser standen und wo Jenische lebten. Aber vielleicht macht da jemand weiter, wo du, lieber Romed aufhören musstest!

Ganz bewusst bist du deine letzte Reise angetreten. Du hast dich der Krankheit gestellt, hast den Schmerz ausgehalten, du wolltest sehend in die andere Welt gehen. Auch das hat großen Respekt bei all deinen Freunden und Freundinnen hervorgerufen. Uns bleibt die Erinnerung an einen besonderen Menschen und deine Gedichte und Reminiszenzen werden uns immer begleiten. Möge deine neue Heimat frei von Unterdrückung und Ausgrenzung sein und die Straßen für alle ohne Beschränkung frei befahrbar.

Anmerkungen

- 1 Josef Nussbaumer: Vergessene Zeiten in Tirol. Lesebuch zur Hungergeschichte einer europäischen Region, Innsbruck 2000, S. 1–6.
- 2 Gespräch der Autorin mit Anna N. am 26.2.2012 und mit Helene G. am 23.4.2022. Aufzeichnungen im Besitz der Autorin.
- 3 Nussbaumer: Vergessene Zeiten in Tirol, S. 123 ff.
- 4 Ilija Jovanovic: Bündel, in: Edin Prnjavorac/Veronika Nitsche (Hg.): Südostwind: Anthologie der Migration aus Südosteuropa, den Balkanländern. Neue österreichische Lyrik 6, Landeck 2006, S. 67.
- 5 Mungenast Romedius: Jenische Reminiszenzen, Geschichte(n), Gedichte, ein Lesebuch. Lyrik der Wenigerheiten, Am Herzen Europas 3, S. 46–51, hier S. 49.
- 6 Thomas Huonker: „Ich habe mein Leben geändert“, in Michael Haupt/Edith Hessenberger (Hg.): Fahrend? Um die Ötztaler Alpen. Aspekte jenischer Geschichte in Tirol: Ötztaler Museen Schriften (5), Innsbruck 2021, S. 171–187; hier S. 178.
- 7 Eva Lunger/Michael Huter: Bleiben oder Gehen. Die bewegte Geschichte des Tiroler Oberlandes. Bezirksmuseumsverein Landeck (Hg.) 2011, Begleitbuch zur Ausstellung auf Schloss Landeck, S. 8–13.

Jenisch – eine Sprache auf der Suche nach Anerkennung

Warum Jenisch mehr als ein Soziolekt,
eine Sprachvariante oder eine Sondersprache ist

Gabriel García Márquez schreibt in seinem Roman „Die Liebe in Zeiten der Cholera“:

„Ihre Leichtigkeit im Umgang mit Fremden verblüffte ihren Mann, wie ihre geheimnisvolle Gabe, sich auf spanisch, wo auch immer und mit wem auch immer, zu verständigen. ‚Sprachen muss man beherrschen, wenn man etwas verkaufen will‘, sagte sie schalkhaft. ‚Aber wenn man etwas kaufen will, versteht einen jedermann.‘“¹

Dieses Zitat beschreibt sehr anschaulich, wie Lebensumstände ein Talent für Sprachen bedingen und fördern können. Jenische waren häufig unterwegs, um ihre Waren und Dienstleistungen anzubieten und um damit den Lebensunterhalt für die Familie zu sichern. Voraussetzung für das Gelingen war oft sprachliche Gewandtheit, Flexibilität und Vielfalt. Dies schlägt sich in der jenischen Sprache nieder, die sehr reich an Entlehnungen aus verschiedenen Sprachen ist.

Warum aber wird dem Jenischen so häufig der Status einer eigenständigen Sprache abgesprochen?

Vorausgeschickt sei, dass in der Sprachwissenschaft die Definition für Einzelsprachen viel diskutiert wird und alles andere als eindeutig ist. Wann eine Sprache als Einzelsprache gilt, hat einerseits sprachsystematische, andererseits sprachpolitische Gründe. Da Sprachen sich untereinander auf vielfältige Art und Weise unterscheiden, ist die Definition einer Einzelsprache und die Abgrenzung zwischen verschiedenen Sprachen und Sprachvarianten nicht leicht zu fassen.

Ein Kriterium für die Definition einer Einzelsprache ist die **Verständlichkeit**. Wenn SprecherInnen von Sprachvarianten sich gegenseitig nicht verstehen können, erscheint es leicht nachvollziehbar, dass von zwei verschiedenen Sprachen ausgegangen werden muss. Dies gilt vermeintlich auch für so manchen Dialekt. Viele deutschsprachige Menschen können extreme deutsche Dialekte nicht verstehen. Dialekte und Mundarten sind regionale Ausprägungen einer Standardsprache, bei der sich nahe gelegene Regionen besser verstehen als weit auseinander liegende. Es gibt also keine scharfe Grenze der Verständlichkeit. Anders hingegen ist das beim Jenischen, denn diese Sprache bleibt für all jene unverständlich, die diese Sprache nie gelernt haben. Innerhalb der jenischen Sprache gibt

es regionale und familiäre Unterschiede, also verschiedene jenische Dialekte gewissermaßen.

Nationalität spielt einen entscheidenden Faktor. Die Sprache eines Landes, die durch Landesgrenzen von der Sprache des Nachbarstaates getrennt ist, wird geradezu selbstverständlich als Einzelsprache gesehen. Dies gilt auch, wenn die entsprechende Sprache in einem anderen Staat als Minderheit vertreten ist. Da es keinen jenischen Staat gibt, kommt diese Selbstverständlichkeit bei der jenischen Sprache nicht zum Tragen.

Um die große Wirkung eines Staates bei der Definition der Landessprache zu verstehen, sei an das ehemalige Jugoslawien erinnert. Nach dem Krieg in den 1990er-Jahren gab es auf dem Balkan mehr Sprachen als vor dem Krieg. Unumstößlich nachvollziehbar ist es, dass Kriege viele Parameter verschieben. Aus Serbokroatisch wurde Kroatisch, Serbisch, Bosnisch und Montenegrinisch, so wie aus Jugoslawien Serbien, Bosnien, Montenegro und Kroatien wurde.

Auch **schriftliche Dokumente** stärken Sprachen. Je mehr Dokumente, Bücher und Briefe in einer Sprache geschrieben sind, desto weniger wird ihr Status als Einzelsprache hinterfragt. Mündlich tradierte Sprachen, wie das Jenische, verfügen nicht oder kaum über historische Schriftstücke. Somit scheinen diese Sprachen keine historischen Beweise zu besitzen, denn alle Zeugnisse sind mündlich, werden in erzählten Geschichten am Leben erhalten und sind somit für Außenstehende nicht sichtbar. *Nicht sichtbar* darf aber nicht mit *nicht vorhanden* gleichgestellt werden. In den letzten fünfzig Jahren ist in Europa viel Literatur zur Sprache, Kultur, Geschichte und der gesellschaftspolitischen Situation der Jenischen erschienen, aber auch Romane, Theaterstücke, Lyrik und Kinderbücher, manches in der jeweiligen Landessprache, manches in Jenisch. Diese Entwicklung trägt viel zum Erhalt, zur Stärkung und zur Wahrnehmung dieser Sprache bei.

So wie die jenische Kultur ganz allgemein wurde auch die Sprache durch **Diskriminierung** bzw. Kriminalisierung und Verfolgung ins Verborgene gedrängt. Jenisch zu sprechen, brachte vor allem Nachteile, zu gewissen Zeiten auch lebensbedrohende Gefahren mit sich. Der Rückzug des Jenischen ins Private führte dazu, dass die Mehrheitsgesellschaft wenig davon hörte und wenig dazu weiß, wodurch ein Übersehen der jenischen Sprache leichter möglich wird. Auch deshalb ist der Status als Einzelsprache immens wichtig.

Ein Faktor bei der Einstufung als Einzelsprache wird jedoch häufig missachtet, die **Selbsteinschätzung**. Für Jenische ist es keine Frage, welchen Status ihre Sprache hat. Da sie miteinander jenisch sprechen, ist Jenisch eine Sprache. Jenische können sich in vielen europäischen Regionen in jenischer Sprache unterhalten – somit ist Jenisch eine europäische Sprache, die Europa sprachlich sehr weiträumig verbindet.

Jenisch ist eine Sprache, die aus historischen Gründen primär im privaten Bereich verwendet wird, Jenisch ist **Familiensprache** und Alltagssprache mit einer weitestgehend unbekanntem, aber vermutlich hohen Anzahl an SprecherInnen. Der Europäische Jenische Rat geht von 500.000 Jenisch-Sprechenden in Europa aus. Obwohl es innerhalb der Sprache sehr viele regionale und auch gruppenspezifisch bzw. familiär bedingte Unterschiede gibt, ist es für Jenische jederzeit möglich, sich

in weiten Teilen Europas in ihrer transnationalen Sprache zu unterhalten. Somit ist eindeutig, dass sehr viele verbindende Elemente erhalten geblieben sind.

Statt des wiederholten Zitierens der Ansicht, Jenisch sei nur eine Sprachvariante oder eine Sondersprache des Deutschen oder einer anderen Sprache,² braucht es dringend einen neuen Standpunkt, denn diese Einordnung des Jenischen wird den entscheidenden Fakten nicht gerecht. Jenisch ist eine Einzelsprache.

Zuletzt ist ein Blick auf das Verhältnis zwischen **Jenisch und Rotwelsch** wichtig. Rotwelsch wird gemeinhin mit dem Begriff „Gaunersprache“ übersetzt, was eine negative Bedeutung erkennen lässt. Rotwelsch ist eine Fremdbezeichnung für eine Sprache, in der sich vieles spiegelt, was mit nicht-dauersesshafter und nicht-grundbesitzender Lebensweise zu tun hat. Der Begriff taucht schon sehr früh auf, nämlich im 13. Jahrhundert in schriftlichen Dokumenten.³ Häufig waren es polizeiliche Interessen, die die Erforschung bzw. Übersetzung des Rotwelschen vorantrieben. Jenisch hingegen ist eine Eigenbezeichnung und erst zu Beginn des 18. Jahrhunderts in schriftlichen Quellen zu finden. Beide Sprachformen sind miteinander verwoben und möglicherweise könnten sie als ein und dieselbe Sprache betrachtet werden. Das unterstreicht die Notwendigkeit der Verwendung einer möglichst neutralen Bezeichnung, die sich von Diskriminierung distanziert und vordergründig von den Menschen, die diese Sprache sprechen, definiert wird. Hierfür würde sich die Bezeichnung JENISCH wohl anbieten.

Ein Buch aus dem Jahr 1974 mit dem Titel „Kundenschall – das Gekasper der Kirschenpflücker im Winter“⁴ eröffnet einen schönen Blick auf eine Sprache, die sich in verschiedenen Ausprägungen eines Lebens jenseits der gewöhnlichen Sesshaftigkeit, eben auf der Walz, entwickelt hat. Mit viel Witz, Kreativität und Charme wird ein Kosmos der rotwelschen Sprache gezeichnet. Einzig der Begriff „Rotwelsch“ müsste durch den Begriff „Jenisch“ ersetzt werden.

„Das Selbstbewußtsein der Kunden drückt sich in ihren Selbstbezeichnungen aus: Jenisch (...), Kochemer (...) Kunden (zu deutsch kundig). (...)

Andere, ironische Selbstbezeichnungen der Fahrenden, wohl eher im unbelauschten, unverschlüsselten Gespräch miteinander (vor allem Berliner Rotwelsch): Wolkenschieber, Luftschiffbremser, Kirchturmspitzenvergolder, Himmelsfechter, Schneeschipper im Sommer, Kirschenpflücker im Winter, Zitronenschleifer, Ziegel- und Landstreicher, Chaussegraben-tapezierer. (...)

Es [Rotwelsch – Anm. Heidi Schleich] ist eher als exclusive Zweitsprache zu verstehen, an der die Fahrenden jahrhundertlang arbeiteten, deren Wortschatz sie ständig bereicherten. Als Material dienten ihnen Wörter der deutschen Hochsprache, deren Bedeutung sie veränderten oder die sie auf vielfältige Weise umbildeten, untergehende oder untergegangene Wörter, Dialektausdrücke und Wörter aus Fremdsprachen, vor allem natürlich aus den Sprachen der fahrenden Völker.“⁵

Anmerkungen

- 1 Gabriel García Márquez: Die Liebe in Zeiten der Cholera, Köln 1999, 4. Auflage, S. 240.
- 2 In Deutschland wird Jenisch eher als eine Sondersprache des Romanés gesehen. Dieser Unterschied zu Österreich zeigt, dass die Beurteilung, ob eine Sprache Einzelsprache oder Sprachvariante ist, durchaus einer gewissen Beliebigkeit unterliegt.
- 3 Siegmund Wolf bemerkt in seinem Wörterbuch des Rotwelschen (Mannheim 1956) auf Seite 12 dazu: „Die Quellen spiegeln weniger die Entwicklung des Rotwelschen als vielmehr die der Beschäftigung mit dem Rotwelschen.“
- 4 Günter Puchner: Kundenshall – das Gekasper der Kirschenpflücker im Winter, München 1974.
- 5 Ebd., S. 12f.

Die Musik mit dem „jenischen Zwick“

Auf die Frage, was denn das Besondere sei an jenischer Musik, gibt mein Gesprächspartner aus der Bündner Musikerfamilie Kollegger überraschend eine Kürzestantwort: „De jänisch Zwick“, sagt er. Das ein bisschen Fetziges, Peppiges, das man nicht in der Schule oder aus dem Buch erlernen könne. „Man kann ein Stück vielleicht spielen, dass es einigermassen gut klingt, aber dann hat es keinen Zwick drin.“¹

Hier wird über die Ausprägungen jenischer Musik in der Schweiz berichtet, welche ich² aus eigener Anschauung kenne, weil ich Anlässe wie etwa die „Feckerchilbi“ – ein jenisches Kulturfest, das zugleich eine Art Landsgemeinde ist – mitorganisiert habe; denn einen Niederschlag in der Fachliteratur hat diese Musik noch kaum gefunden.

„Sie macht Freude und gibt Kraft“, meint ein älterer Jenischer bescheiden, aber mit Nachdruck. Jedenfalls ist sie nicht einfach Vorführmusik im Showbusiness, sondern sie durchdringt den Alltag. Sie wird weniger als Konzert dargeboten, sondern mehr mitten in einer animierten Gesellschaft gespielt, so fließt sie direkt aus Fingern, Mund und Herzen zu einem Publikum, das mit Wein, Bier und Seele dabeisitzt, singt, tanzt, trinkt und mitgeht. Am besten unplugged. Diese Volksmusik wird locker aus dem Handgelenk gespielt, wird aus voller Lunge oder wie ein zartes Lüftlein geblasen, wird mit Inbrunst gestrichen. Die obligate Zigarette im Mund manches Spielenden betont die Lockerheit. Vielleicht beginnen einige an den Tischen spontan zu löffeln.

Und manchmal lässt sich damit auch etwas Geld verdienen. An der Stubete im Restaurant, bei Kulturveranstaltungen, bei Sendungen in Radio und Fernsehen.

Der jenische Platzwart Silvio Abt auf dem Campingplatz Rania bei Zillis in Graubünden spielt bei jeder Gelegenheit, bei einem Familienfest im Campingrestaurant oder einem Anlass der Radgenossenschaft. Und wenn's keine Gelegenheit gibt, packt er das Handörgeli ebenfalls hervor, setzt sich in seinem Zimmer auf einen Hocker, stellt sein Handy im Videobetrieb auf eine Ablage, sagt „Hoi zäme“. Dann beginnt er zu „letztere“ – wie die Jenischen dem sagen – und spielt das neueste selbst komponierte Stück, das noch nicht einmal einen Namen trägt, worauf er die Performance ins Internet stellt – Noten lesen und sie schreiben hat er nie gelernt.

Stefan Eicher findet seine Identität

2017 kam der Kinofilm „Unerhört Jenisch“ auf den Markt, mit Hausmusikern und -musikerinnen aus dem für die jenische Geschichte wichtigen Ort Obervaz in Graubünden.³ Darin begegnet das jenische Talent Martin Waser von den „Bünd-



Feckerchilbi in Gersau, Kanton Schwyz, 1985. Clemente Graff, Vorstandsmitglied der Radgenossenschaft (mit Hut) und Rosa Graff-Nobel (Foto: Gertrud Vogler)



Jenische und Sinto-Musiker an einer Feckerchilbi in Gersau, 1980er-Jahre (Foto: vermutlich Gertrud Vogler, Archiv der Radgenossenschaft)

ner Spitzbuaba“ dem europaweit bekannten Musikstar Stephan Eicher. Seither hat ein breites nichtjenesches Publikum die Existenz dieser eigenständigen Musik bemerkt. Allerdings hatte sie sich ja oft bedeckt gehalten wie viele Jenische selber. Stephan Eicher sagt in einem Interview 2019 über seine jenesche Herkunft: „Wir wussten es schon. Aber es war das Problem meines Vaters und einer schmerzhaften Vergangenheit. Ihm wurde eingetrichtert, dass es besser sei, die Herkunft zu verheimlichen. Meiner Grossmutter hat man in Obervaz, weil sie jenesch war, liederlichen Lebenswandel und Trunksucht vorgeworfen. Man versuchte, sie zu versorgen und zu sterilisieren.“⁴

Darum gab sich Eicher lieber als ein „Zigeuner“-Musiker aus, was etwas anderes war und die Zugehörigkeit zu wem auch immer unbestimmt ließ. Sein früherer Manager erzählt 2010, er habe den Musiker gefragt: „Stephan, wer bist du denn eigentlich?“ Und habe dann den jeneschen Vorfahren erwähnt, der in der Familie tabu war: „Hier hakete ich ein. Stephan, wir gehen nach Frankreich. Du bist ab jetzt ein Zigeuner.“⁵

„Inzwischen ist das Familiengeheimnis bei mir einem gewissen Stolz und einer Freude gewichen“, erzählt Eicher im Interview.

Verdeckt als Volksmusik

Die 1993 erschienene Ortsgeschichte „Vaz/Obervaz. In Wort und Bild“ erwähnt mit keinem Wort die Jenischen, welche die Gemeinde in den Weilern Richtung Albula-Pass geprägt haben mit ihren vielen Familien namens Moser oder Kollegger. Hinter vorgehaltener Hand meint ein Autor, jenesche Stimmen innerhalb der Gemeinde hätten sich dagegen gewehrt, dass ihre Geschichte aufgerollt werde. Wie auch immer: Auf gleiche Weise blieb auch die jenesche Musik weitgehend unerkannt. Und Jenische spielten, wie im Film „Unerhört Jenisch“ zu sehen ist, vor allem zu Hause in der Stube, in der Küche, das Handörgeli scheinbar nachlässig umgehängt, aber mit feinstem Musikgehör und Rhythmusgefühl.

Auch in Texten zur Volksmusik und in Volksmusiksendungen gab es die Jenischen praktisch nicht. Außer bei einem Musikjournalisten, der sich als „Musikfahnder“ bezeichnete, Rico Peter. In seinem 1978 erschienenen Buch über „die amüsante und spannende Geschichte der Schweizer Ländlermusik“ steht die wenig beachtete Bemerkung: „Alle die Familien von ‚Jänischen‘ (Zigeunern), welche bei uns zwangsweise eingebürgert wurden, hatten talentierte ‚Kellabangerie‘ (Musikanten) in ihrer Mitte“ – Peter kannte Jenische aus Begegnungen in der Musikszene. „(...) und diese brachten in unsere Ländlermusik das ‚Besondere‘, das ‚Zeitlose‘, welches der wirkliche Musikkenner, der mit dem ‚Gehör‘, in ihr findet.“⁶ Unter Kellabangerie stelle ich mir Bänkelsänger vor, die mit Holzkellen den Takt angeben – die genaue Wortherkunft ließ sich nicht eruieren; eine Stimme meint, es sei ein Ausdruck aus der Sprache der Roma.

Dass es Jenische waren, die in verschiedenen Formationen öffentlich auftraten, blieb meist weiterhin Familiensache. Wer zur Szene gehörte, wusste es. Und manchmal wurde ein Zipfel des Geheimnisses gelüftet: Etwa als ein jenescher

Musiker ein Lied ankündigte mit dem Titel „Schiigeli-Bujer“. Gelächter im Saal bei einigen wenigen. Jenen eben, die die Sprache verstanden. Eine Erklärung folgte nicht. Denn der Musiktitel verkündete mit einem deftigen Ausdruck die Botschaft von Liebe und Sex. – Diese Geschichte wurde mir von Jenischen mündlich zuge-
tragen.

Meist blieb's unausgesprochen. Dabei gab es die erfolgreichen Musikgruppen aus dieser Kultur. Ihre Kunst versteckten sie unter der gleichmachenden Decke der „Volksmusik“. Und das war sie ja auch. Aber eben nicht nur.

Die Huser-Buebe mit ihren Frauen

Stellvertretend sei von den Huser-Familien erzählt, die über Generationen Länd-
lermusik pflegten als Duett, Trio, Doppelquartett oder großes Familienorchester. Sie waren die zu ihrer Zeit bekannten „Wandervögel“ und „Huser-Buebe“. Mutter Frieda spielte in der Krisenzeit der 1930er-Jahre mit ihrem Mann und verhalf so dem Familienbudget zu Zusatzeinkommen. Als die Brüder im Militär waren, traten vier Schwestern als Frauenkapelle auf. Die 1939 gegründeten „Huser-Buebe“ mit Tony und Franz legten dann eine veritable Karriere im Showbusiness hin und präsentierten Eigenes und Gehörtes bis Ende der 1980er-Jahre in Konzertlokalen, Hotels und in Volksmusiksendungen von Radio und Fernsehen. Trotz dem Namen der Formation spielte die mittlerweile Großmutter gewordene Frieda darin die Bassgeige, die sie zum Gaudi des Publikums gern auch klopfte, schwenkte oder drehte.

In seiner Militärzeit hatte Franz Huser den beliebten Walzer „Mamma“ komponiert; während einer Konzertreise in Israel schuf Tony Huser den Schottisch „Im Sheraton z Tel Aviv“. Die kompositorischen Erfindungen zeigen, dass Volksmusik keine von Urvorzeiten überlieferte Tradition ist. Die Schriftstellerin Isabella Huser aus der Musikerfamilie weist auf den Beitrag der städtischen Musikbühnen zur populären Volksmusik mit Trachtenkostümierung hin: „Als Älppler verkleidete Städter schufen das Bild. Darunter viele Jenische wie meine Leute.“⁷ Das Showbusiness verlangte nach Kostümen. Die andere Quelle der Volksmusik sind die Tanzböden und Tanzplätze, von denen viele Flurnamen im Land zeugen und von denen Sergius Golowin, der Erkunder mündlicher Überlieferungen, immer wieder zu erzählen wusste.⁸ Den „Tanzboden“ gibt es in den Toggenburger Gemeinden Ebnat Kappel oder Gommiswald; allein in Habkern im Berner Oberland gibt es fünf „Tanzböden“ und auf meiner Lieblingswanderung zum Hörnli-Gipfel im Zürcher Oberland komme ich an einem solchen vorbei, mit schönster Aussicht aufs Rundum. Die Geschichte des Geldfälschers Farinet im Wallis berichtet von unzähligen Tanzböden in Hinterstuben der Pinten, auf dem Kreuzweg von Waldstraßen, in den Wäldern, wie auch immer die Orte genannt wurden.⁹ Sie zeugen von Bewegung und Begegnung. So ist jenische Musik meist auch Tanzmusik.

Hinter den bekanntesten Musikgruppen zu Stadt und Land darf man sich einen Klangwald vorstellen von wenig bekannten Musikerinnen und Musikern, die offenbar ständig nachwachsen auf einem fruchtbaren Boden. Wenn auch das tra-



Um die Mitte des letzten Jahrhunderts war es Brauch, dass man im Sommer an verschiedenen Orten des Dorfes „Feldtänze“ organisierte. Das Bild zeigt eine solche Veranstaltung beim Hotel zum See bei einem Moränensee (1720 m) im Wald oberhalb von Grächen im Schweizer Kanton Wallis. (Foto: Sammlung Reinhard Walter)

ditionelle jenische Gewerbe wie Korben, Schirmflicken, Scherenschleifen mit dem Wandel der Wirtschaftslage allmählich schwand, die Traditionslinie der Spielleute blieb lebendig, so wie die Beizenkultur auch. Immer gab es neben bekannten Gruppen von Profimusikern die Familienmusiker und -musikerinnen oder vielleicht besser gesagt: die Privatmusizierenden.

Das Schwyzerörgeli als Sinnbild alpenländisch-jenischer Kultur

„Letzmere“ bezeichnet vor allem das Ländlerspiel auf dem Schwyzerörgeli, das die vorherrschende Form jenischer Musik in der Schweiz darstellt. Gemäß dem Linguisten Hansjörg Roth ist der Ausdruck mit dem jiddischen Wort klésmer, Musikanter, und léjzim, Gaukler, verwandt.¹⁰

Das Schwyzerörgeli ist eine Art ikonisches Bild für jenisches Kulturleben geworden wie der verschwundene Holzwagen, das „Scharotl“. Es ist ein kleines Akkordeon, meist diatonisch, aber auch in chromatischen Versionen, das gut auch auf die Reise mitgenommen werden kann. Gemäß dem Musikautor Rico Peter hat es seinen Vorläufer im „Wienerörgeli“ mit zwölf Melodie- und zwei Bassknöpfen. Über Wanderhändler und Volksmusizierende muss es seinen Weg in die Schweiz gefunden haben, wo es zuerst unter der Bezeichnung „Langnauerli“ hergestellt und

dann über den Stöpselbass zum Schwyzerörgeli weiterentwickelt wurde. Aus der Hand des Jenischen Robert Moser in Obervaz stammen wunderbare Schwyzerörgeli, mit Einlegearbeiten und Bildmotiven.

Aber es ist nicht das einzige Instrument und das Letzmere nicht der einzige Musikstil. Im kleinen Museum der Radgenossenschaft der Landstrasse in Zürich finden sich vor allem verschiedene Exemplare von „Mulörgeli“ – Mundharmonikas. Manchmal schön verzierte, prächtig glänzende silbrige Objekte, die man bequem in der Tasche versorgen und nach Lust und Laune herausziehen konnte – heute wird es weniger gespielt.

Oft war eine Klarinette im Spiel. Als Meister der Klarinette gilt der 1872 geborene Postillion Paul Kollegger, ebenfalls aus Obervaz. Bekannt gewordener Spieler einer musikalischen Familie und in Wikipedia heute als einer der „Stammväter der Bündner Volksmusik“ bezeichnet. Auch wenn selbst in seiner nahen Umgebung manche nicht wissen wollten, dass er ein Jenischer war. Kollegger verfügte über ein Repertoire von rund 300 Stücken, die auch aus dem Raum Bayern oder aus Österreich stammten. Angeblich konnte er eine Nacht durchspielen, ohne sich zu wiederholen. Er war zugleich ein unermüdlicher Komponist. „Zaine-Flicker“ (Körbe-Reparierer), „Grünen Bödeli“ (sinngemäss: grüner heimatlicher Fleck in der Landschaft) heißen zwei seiner Kompositionen. Ein Nachkomme berichtet, Paul Kollegger habe viele dieser Stücke ins Grab genommen. Denn leider sind



Ein einzigartiges Schwyzerörgeli, Einlegearbeiten mit Jagdmotiven, hergestellt vom Jenischen Robert Moser, Obervaz. Objekt im Museum der Radgenossenschaft, Zürich (Foto: Willi Wottreng)



Links: Paul Kollegger mit Klarinette, vorne rechts, und seine Gruppe, 1897 (Bildquelle unbekannt, Foto: Archiv der Radgenossenschaft); oben: Schallplatte der „Huusmusig Kollegger“ im Museum der Radgenossenschaft, Zürich

diese musikalischen Erfindungen meist nicht notiert. Weil Pauls Kinderschar mitmachte, entwickelte sich auch hier ein vielfältiges Familienorchester, die „Huusmusig Kollegger“. Der Nachkomme erzählte mir im Interview für einen Zeitungsartikel über seinen Vater, den Musiker Heiri Kollegger: „Wir sind also aufgetreten, als Amerikaner uns fragten: Könnt ihr ein bestimmtes Stück? Vom Titel hatten wir nie gehört, dann sagte mein Vater: Können Sie es denn singen? Sie haben's vorgesummt, und er hat's gleich begleitet und mitgespielt.“

Dass man dazu gelegentlich eine Glocke läutete, einer Fuchsschwanz-Säge Töne entlockte oder dass ein Kollegger gar das Alphorn im Kopfstand spielte – was in mancher Fernsehsendung über Graubünden gezeigt wurde –, war eine Zugabe nach dem Gusto der Spielleute. Der Trachten- und Jodlerverband sei „fast Amok gelaufen“ deswegen.

Geige der Fränzli-Musiker und der Hippies

Und schließlich gab es die Geige, die sonst eher für Roma-Musik steht. Großartig beherrschte sie offenbar Fränzli Waser, der Begründer einer eigenen Stilrichtung, die „Fränzli-Musik“ genannt wird. Geboren 1858 im Unterengadiner Ort Tschlin, nicht allzu weit von Landeck entfernt, war er von Geburt an blind. Als Bauernbub, der kaum auf Hof und Feld mitarbeiten konnte, fand er Zeit, sein musikalisches Können zu entwickeln. Er spielte jung in Kurhotels, wurde von einer Baronin entdeckt, konnte Unterricht nehmen in Mailand und kehrte doch in sein Heimatdorf zurück. In seiner Stammformation spielte ein Bruder die Klarinette,

es hatte darin einen oder zwei weitere Geiger, einen Kontrabassisten, einen Trompeter.

Streichmusik, kombiniert mit Holz- und Blechblasinstrumenten, und oft ein schwermütig-langsamer Gang oder manchmal ein fröhliches Hüpfen machen diese Musik unverwechselbar. Fränzlis Nachkommen spielten bis in die 1930er-Jahre zum Tanz auf.

Einen neuen Aufschwung erlebte die Geige mit der Hippiebewegung des letzten Jahrhunderts, die der romantischen Idee eines weltumspannenden Zigeunertums nachträumte. Es gab eine Berner Szene mit dem Musiker Baschi Bangerter – zeitweise Vorstandsmitglied der Radgenossenschaft der Landstrasse –, dem Geschichtensammler Sergius Golowin und manch anderen Musikerinnen, Malenden und Schreibenden. Zusammen pilgerte man in dieser oder jener Zusammensetzung nach Les Saintes-Maries-de-la-Mer ans Fest der Schwarzen Sara, der Beschützerin der sogenannten Fahrenden, und ließ sich inspirieren. War Baschi selbst auch kein Jenischer oder nur der Ahnung nach, hat er doch Impulse gegeben. Gemälde von ihm – denn Baschi malte auch – habe ich noch in der Wohnung des Gründers und Präsidenten der Internationalen Romani-Union Jan Cibula in Bern gesehen.

Eine Live-LP aus dem Jahr 1982 von Bangerter und seinen musikalischen Begleiterinnen und Begleitern ist im Archiv der Radgenossenschaft aufbewahrt; darauf auch das feine Violinstück „Wenn ich berauscht bin“, das an den Drogenkonsum der Hippies erinnern mag.¹¹



Die legendäre erste Fränzli-Musik mit dem blinden Musiker Franz Waser (1858–1895), rechts im Bild (Bildquelle unbekannt, Foto: Archiv der Radgenossenschaft)

Vom Guggisberglied zur Weltmusik

Viele jenische Spielleute vereint das Lied vom „Vreneli ab em Guggisberg“. Von Stephan Eicher bis zu Baschi Bangerter. Ein Liebeslied voll Sentimentalität aus einer Gegend, wo Jenische immer Unterschlupf fanden: Guggisberg, ein Sehnsuchtsort in der Höhe, umgeben von Tälern und Niederungen, in denen Jenische lebten: von Rüscheegg über Zumholz bis Schwarzenburg. Das Lied handelt von einem Vreneli, das sich nach seinem Hans Jakob vom Simeliberg sehnt und im Bild des ewig drehenden Mühlrades Trost findet. Dieses Guggisberglied, erstmals erwähnt 1741, gilt als ältestes dokumentiertes Volkslied der Schweiz, ist eines der wenigen in Moll gehaltenen und wird unbestritten als eines der schönsten gerühmt. Denn jenische Musik ist himmelheiterjauchzend und herzscherztraurig.

Je mehr die jenische Musik an die Öffentlichkeit tritt, umso mehr fächert sie sich auf. Der jenische Spitzenmusiker Counousse spielt heute ebenso gern Ländler wie Melodien aus dem Bereich der Balkan-Roma und vereint sich spontan mit musizierenden Jenischen, Sinti oder Roma in den europäischen Nachbarländern. Die jenischen „Grafen-Brothers“ liebten Wildwest und Blues, sangen etwa in Englisch das bekannte „Blueberry Hill“.

Versucht man zu kategorisieren, würde ich vorschlagen, dass jenische Musik – in der Schweiz – sich heute in drei hauptsächlichen Richtungen ausformt: Es gibt den Ländler mit dem Schwyzerörgeli, es gibt von Roma und Sinti beeinflusste Weltmusik sowie den durchaus kommerziellen Schlager, dessen Herz-Schmerz-Gefühlsausdruck viele Jenische anspricht. „Du schwarzer Zigeuner“, „Aber dich gibt's nur einmal für mich“, „Ich tanze mit dir in den Himmel hinein“ – so etwas wird auch von jenischen Gruppen gern gespielt und von Jenischen gern gehört, und sei's auf der Reise im Auto unterwegs ab Musikkassetten.

Heute taucht ein ganzer Kontinent von jenischer Musikkultur auf aus einem Nebel von Schweigen und Scham und Schert-uns-nicht, unter dem er verdeckt lag. Diese Kultur wird heute wahrgenommen und morgen wohl auch erforscht werden. Zu erforschen wäre allerdings auch die Tragik der gestohlenen Kompositionen. Wie es der Sohn von Heiri Kollegger weiß; sein vollständiger Bericht lautete: „Paul Kollegger hatte viele seiner Kompositionen ins Grab genommen. Und andere, die er geschrieben hat, haben andere für sich in Anspruch genommen.“ Manchmal genügte es, dem Jenischen ein Bier zu zahlen, einige Takte auf einem Bierdeckel zu notieren und diesen mitzunehmen.

Anmerkungen

- 1 Vorarbeit zum Artikel von Willi Wottreng: Mit einem gewissen Zwick! (Nachruf auf Heiri Kollegger), in: NZZ, 29.7.2007, S. 14. Interview mit Andy Kollegger am 23.7. 2007.
- 2 Die Ich-Form bezieht sich im Text auf den Autor Willi Wottreng, viel jenisches Kultur- und Hintergrundwissen hat Daniel Huber beratend eingebracht.
- 3 Unerhört Jenisch, Regie: Martina Rieder/Karoline Arn, Frenetic Films, 2017.
- 4 Stephan Künzli: Die Schweiz ist ein Vorbild, in: Luzerner Zeitung, 28. Januar 2019, S. 3.
- 5 Albert Kuhn: Ach, bleiben Sie noch einen Moment, in: Die Weltwoche, 20. Januar 2005, S. 72.
- 6 Rico Peter: Ländlermusik. Die amüsante und spannende Geschichte der Schweizer Ländlermusik, Aarau und Stuttgart 1978, S. 354.
- 7 Isabella Huser: Zigeuner. Roman, Zürich 2021, S. 54.
- 8 Siehe etwa: Sergius Golowin: Zigeuner-Magie im Alpenland, Frauenfeld 1973, z. B. S. 89 oder S. 217f. (Unter Bezug auf Gottfried Kellers Novelle „Romeo und Julia auf dem Dorfe“).
- 9 Siehe Willi Wottreng: Farinet. Die phantastische Lebensgeschichte des Schweizer Geldfälschers, der grösser tot war als lebendig, Zürich 2008.
- 10 Hansjörg Roth: Jenisches Wörterbuch, Frauenfeld 2001, Stichwort „leetzeme“ für Musik bzw. musizieren.
- 11 Zigeunermusik mit Baschi's Scharotl ... unterwegs..., Live-LP mit Alfred „Baschi“ Bangerter u. a., Produktion: Pieer Hänni/Alfred Bangerter, Bern 1980 PAN. Archiv der Radgenossenschaft.

re:framing jenisch –

Zum Projektstart des Jenischen Archivs

„Die Großfamilie ist (über Nacht) im Wald zusammengekommen, weit weg von den Gadsche. Das ‚Sippenoberhaupt‘, der Alte, hat sie hierhergerufen; es geht um die Zukunft der Familie. Man erkennt ein sehr kleines Lagerfeuer, es brennt niedrig. Ein Pferd und ein einfaches Fuhrwerk, darauf schlafen Kinder. Der Mond ist noch fast voll (Vollmond war zwei Tage vorher). Ums Feuer sitzen sehr viele Leute. Details: ein Kupferkessel (mit Eintopf), eine große Korbflasche (mit Wein). Eigentlich sehr idyllisch, wie ein nächtliches Sommerpicknick. Dabei wird hier nichts weniger als das Beenden der jenischen Kultur beschlossen.“¹

Eindrücklich beschreibt Simone Schönnett in dieser fiktiven Zusammenkunft den großfamiliären Beschluss, als Jenische unsichtbar zu werden, um so der Verfolgung durch das nationalsozialistische Terrorregime vielleicht doch noch entfliehen zu können: „Man wird unsere Sprache nicht mehr hören. Man wird unsere Art zu leben nicht mehr sehen“², rekapituliert Pierro Nobbel, der „Ulmische“ – also der Älteste – der Familie in den frühen Morgenstunden des 1. Septembers 1939 das am nächtlichen Lagerfeuer Besprochene, während viele Kilometer entfernt der Überfall der deutschen Wehrmacht auf Polen den Zweiten Weltkrieg in Europa entfacht.

Die systematische Diskriminierung und Marginalisierung der Jenischen durch die sesshafte Mehrheitsgesellschaft und ihre Obrigkeiten setzt jedoch bereits lange vor der Errichtung der nationalsozialistischen Diktatur ein und endet auch nicht mit der Befreiung 1945. „[G]erade so, als hätte der Nationalsozialismus nie existiert“³, sind Jenische bis weit in die Zweite Republik Opfer rassistisch begründeter Repressions- und Zwangsmaßnahmen, werden zugleich aber nur selten als Opfer des Nationalsozialismus anerkannt – womit ihnen Ansprüche auf Leistungen aus der staatlichen Opferfürsorge verwehrt blieben.⁴

Als sich abzeichnen begann, dass der fünfte Jenische Kulturtag aufgrund der Maßnahmen zur Eindämmung der COVID-19 Pandemie wohl abgesagt werden muss, entstand die Idee, die Kontinuität des Unrechts gegenüber Jenischen durch die Mehrheitsgesellschaft in der Form von Hörfunkbeiträgen für das allgemeine Publikum aufzubereiten. Hierzu wollten wir historische Dokumente der Obrigkeiten durch jenische Stimmen kontrastieren und diese in den Bestand kritisch-emanzipatorischen Wissens einbetten, der in den letzten dreißig Jahren erarbeitet und nicht zuletzt in den Gaismair-Jahrbüchern publiziert wurde.

Der Weg vom Radio ins Archiv

Erste Vorgespräche und Quellenrecherchen ließen uns aber schon bald auf die Hürden eines solchen Vorhabens stoßen: Bücher sind vergriffen und nur zu hohen Kosten über den antiquarischen Weg erhältlich. Der Zugang zu akademischen Qualifikationsarbeiten und Fachbeiträgen setzt institutionelle Anbindung voraus und ihr Verständnis erfordert Kenntnisse über fachwissenschaftliche Debatten. Dokumente sind verstreut, die Nutzung durch Dritte aus unterschiedlichen, durchaus auch nachvollziehbaren Gründen, wie etwa dem Schutz von Persönlichkeitsrechten, untersagt.

Ein fundamentaleres Problem zeigt sich mit Blick auf das historische Schriftgut: Die jenische Kultur wird im mehrheitsgesellschaftlichen Diskurs nur in jenen Momenten sichtbar, in denen sie den Weg der Macht quert. Der sesshaften Bevölkerung und ihren Autoritäten erscheinen die sogenannten „Kärner“, „Dörcher“ oder „Laninger“ als Skandal, als Störung der öffentlichen Ordnung, als verachtenswerte „Vagabunden“. Die offiziellen Dokumente können als materialisiertes Verlangen gedeutet werden, die jenische Kultur zum Verschwinden zu bringen – im Nationalsozialismus auch ihr physisches Dasein.⁵

Zudem ist die jenische Kultur eine der mündlichen Überlieferung, worin sich nicht zuletzt der Versuch des Selbstschutzes widerspiegelt. Diese Oralität hat jedoch auch zu einem Fehlen historischer Quellen *von* Jenischen und ihren widerständigen Praktiken in der *Geschichtsschreibung* der Mehrheitsgesellschaft geführt, die somit auf Berichte *über* Jenische beschränkt bleibt.

Vor diesem Hintergrund und nach Vorgesprächen mit Jenischen und Wissenschaftler:innen haben wir uns entschlossen, vorerst von der Idee der Radiofeatures abzulassen und unsere Kräfte auf die Gründung eines „Jenischen Archivs“ zu konzentrieren.

Erste Annäherung an eine kritisch-emanzipatorische Archivarbeit

Das Jenische Archiv möchte einen Beitrag zur Bewahrung und Sichtbarmachung des kulturellen Gedächtnisses der (Tiroler) Fahrenden leisten. Dabei folgen wir keinem strengen Fachbegriff, der unter Archiv eine „eigenständige Abteilung der Dokumentation einer juristischen oder physischen Person (...), die (...) organisch erwachsen und zur dauerhaften Aufbewahrung bestimmt ist“⁶, versteht. Wir verwenden den Begriff metaphorisch, um die Schnittmenge unserer Vorhaben terminologisch zu fassen.

Zunächst verstehen wir das Jenische Archiv als Praxis der kritisch-reflexiven Sichtung bestehender Archivbestände, die (re-)kontextualisiert in die eigene Sammlung aufgenommen werden sollen – entweder im Original, in Kopie oder auf Verweisebene. Dabei wollen wir insbesondere den Entstehungskontext dieses Wissens sowie die Machtverhältnisse und Interessen problematisieren, von denen es durchdrungen ist.

Die anwachsende Sammlung wird durch eigene Recherche- und Sammlungstätigkeit ausgebaut. Das Jenische Archiv ist um eine fachgerechte Langzeitarchivierung der gesammelten Güter sowie um einen sensiblen Umgang mit personenbezogenen Informationen bemüht. So möglich, setzen wir uns allerdings für einen offenen Zugang zum gesammelten Wissen und seiner kritischen Aufarbeitung ein – wobei wir von zwei Beiräten, einem jenischen und einem wissenschaftlichen, bei der kritischen Reflexion der Archivtätigkeit unterstützt werden.

Vor allem aber will das Jenische Archiv ein Ort der partizipativen Geschichtsschreibung und Wissensgenerierung sein. Entlang thematischer Schwerpunkte werden alternative Deutungen und Erzählungen angeboten, um die hegemonialen Bilder über Jenische in der Mehrheitsgesellschaft zu brechen und ihre Handlungsfähigkeit und Widerständigkeit hervorzuheben. Dieses Wissen wird auf unterschiedliche Arten gewonnen – insbesondere durch Oral History. Zu seiner Verbreitung wollen wir uns über die faktische Wiedergabe der Vergangenheit hinausbewegen und tradierte Mehrheitsdiskurse durch kulturelle Praktiken und künstlerische Interventionen strategisch herausfordern.

Das erste Jahr des Jenischen Archivs war – und ist – durch die intensive Arbeit an einem solchen Projekt gekennzeichnet, und wäre ohne die großzügige Förderung vom Bundesministerium für Kunst, Kultur, öffentlichen Dienst und Sport sowie der Kulturabteilung des Landes Tirol nicht möglich.

re:framing durch Kulturarbeit

In der Form von Graphic Novels, die auf der Homepage des Jenischen Archivs veröffentlicht werden, erzählen die jenische Autorin Simone Schönett und die Illustratorin Isabel Peterhans Szenen aus jenischen Leben. Dabei beziehen sie sich (und verweisen) auf Dokumente im digitalen Archiv, die für das Projekt auf spezielle Weise aufbereitet und (re-)kontextualisiert wurden.

Wesentliche Themen dieser Kurzgeschichten sind die Sprache der Jenischen, ihre Lebensweise und die Verfolgungsgeschichte im Nationalsozialismus sowie das Unrecht, das den jenischen Kindern und ihren Eltern durch Behörden angetan wurde. Insbesondere die Kindeswegnahmen und Zwangssterilisierungen Jenischer, die bis über die Befreiung vom Nationalsozialismus hinweg durchgeführt wurden, schneiden tief in das jenische Herz, wie Simone Schönett in ihren Anmerkungen zum Skript der Graphic Novel aufwühlend beschreibt:

„Weil Kinder ja das höchste Gut in der jenischen Kultur sind. Weil keine Kinder haben zu können ein Trauma ist. Das ist ja das Perfide an den ‚harmlosen Eingriffen‘: Dieser chirurgische Eingriff, das Messer der Obrigkeit schneidet sich quasi ins Fleisch einer ganzen Familie, zertrennt Traditionen und Kultur. Das ist irgendwie das Unbeschreibbare, das Traurige, dass die Täter genau wissen, wo sie anzusetzen haben: Am sensibelsten Punkt – im Herz der jenischen Lebenskultur, wo alle nährisch kinderliebend sind.“⁴⁷



Einblick in den Entstehungsprozess der grafischen Geschichten (Foto: Isabel Peterhans)

Wie die Unsichtbarmachung der jenischen Großfamilie am Vorabend des Zweiten Weltkriegs nach Fertigstellung des Projekts aussehen wird, lässt sich anhand des hier abgebildeten Fotos erahnen, das einen Einblick in den Arbeitsprozess von Isabel Peterhans gibt. Die ausgearbeiteten Zeichnungen werden mit digitalen Mitteln aufbereitet, womit es möglich wird, die Ebene der Erzählung und die des Archivs miteinander zu verknüpfen. Das erlaubt uns die Einbindung zusätzlicher multimedialer Gestaltungselemente. Aus diesem Grund haben wir den Akkordeonisten Rudi Katholnig mit der Komposition eines Musikstücks beauftragt, mit dem diese Szene untermalt wird. Zusammen mit einer Illustration von Isabel Peterhans findet sich das Stück auch auf einer limitierten Vinylpostkarte, die beim Jenischen Archiv bezogen oder in seiner digitalen Form auf der Homepage des Archivs aufgerufen werden kann.

Die Arbeit am Projekt „re:framing jensch“ wird mit Ende des Jahres 2022 abgeschlossen und das Ergebnis präsentiert. Neben dieser Arbeit und dem Aufbau der notwendigen technischen Infrastruktur war das bisherige Jahr aber auch durch kontinuierliche Sammlungstätigkeit und Vernetzung gekennzeichnet.

Von glücklichen Begegnungen und dem Pech der Ressourcen

Oft glücklichen Fügungen geschuldet, entstanden durch die Arbeit am Archiv neue Kontakte und Möglichkeiten, Archivmaterial in den Bestand aufzunehmen. So wurden wir von Christine Riccabona vom Forschungsinstitut Brenner Archiv

darauf hingewiesen, dass Romed Mungenast Bekanntschaft mit dem verstorbenen Künstler Hannes Weinberger gepflegt hatte, welcher womöglich eine Sammlung zu Jenischen aufgebaut habe. Die Geschichte stellte sich als wahr heraus und die Familie Weinberger übergab uns einen Teil der Sammlung als Dauerleihgabe.

Aus Navis meldete sich der Witwer Waltraud Kreidls, die einen Themenschwerpunkt zu Jenischen im Heft „Erziehung heute“ im Jahr 1990 verantwortete und überließ uns zwei Diplomarbeiten und ein Originalheft.

Bei einer Recherche im Tiroler Landesarchiv machte uns ein Mitarbeiter auf den Historiker Klaus Biedermann aus Liechtenstein aufmerksam, der zu seiner (jenschen) Familiengeschichte im Landesarchiv geforscht hatte und wie sich später herausstellte, dazu in den Bludenzer Geschichtsblättern publizierte. Es entstanden sowohl ein anregender Austausch sowie wertvolle Hinweise auf weitere Quellen.

Oder der Kontakt zu Günter Danzer, der im deutschen Burgberg insbesondere zur jenschen Sprache forschte und publizierte und dessen umfangreiche Sammlung – über Umwege – für € 4.500 zu erwerben wäre. Ein Betrag, der die finanziellen Möglichkeiten des Jenischen Archivs um ein Vielfaches übersteigt.

Ein weiterer Zufall führte uns nach Pettneu am Arlberg. Durch das Projekt #StolenMemory der Arolsen Archive stießen wir auf die Information, dass einer Angehörigen von Johann G., der im KZ Neckargerach ums Leben kam, ein persönliches Dokument des Opfers zurückgegeben wurde. Kurt Tschiderer, Chronist in Pettneu, stellte den Kontakt zu der entfernten Verwandten her, die dem Archiv den Ausschließungsschein G.s aus der Wehrmacht überließ. Das erste originale NS-Dokument im Bestand! Aber es wirft Fragen auf.

Johann G. wurde am 15. September 1941 von der Kripo Klagenfurt ins Konzentrationslager Flossenbürg eingeliefert, kam am 18. Juli 1942 nach Ravensbrück, am 3. November 1942 nach Dachau und am 11. Januar 1944 nach Lublin. Am 26. Februar 1945 stirbt er in Neckargerach, einem Außenlager des KZ Natzweiler.

Eigenartig ist, dass er am 18. Mai 1944 in Leoben aus der Wehrmacht ausgeschlossen wird – also vier Monate nach der Überstellung nach Lublin. Das geht aus dem erwähnten Ausschließungsschein hervor.

Kann es sein, dass Johann G. nach zweieinhalb Jahren Haft in unterschiedlichen Konzentrationslagern freigelassen wird, nur um in Leoben aus der Wehrmacht ausgeschlossen zu werden, bevor er erneut inhaftiert wird, um im KZ-Nebenlager Neckargerach zu sterben?

Viele dieser Fragen können im Rahmen des aktuellen Projekts „re:framing jenschen“ nicht beantwortet werden, da sie sich erst im Verlauf der Recherche- und Sammlungstätigkeit ergaben und mit den aktuellen Ressourcen des Archivs nicht bis Jahresende verfolgt werden können. Viele gesammelte Fäden, die von uns für die spätere Archivtätigkeit zur Seite gelegt werden mussten, verweisen auf die Zeit des NS-Terrorregimes.

Um als Jenisches Archiv einen Beitrag leisten zu können, den jenschen Opfern – auch im Sinne ihrer Angehörigen – späte Gerechtigkeit zukommen zu lassen, ist eine solide projektunabhängige Basisfinanzierung unserer Tätigkeit fundamental. Die Entschließung des Tiroler Landtags vom 7. Juli 2022 stimmt uns hier vorsichtig optimistisch: „Der Tiroler Landtag begrüßt ausdrücklich die laufende, von

den Jenischen angestoßene Aufarbeitung ihrer Geschichte und fordert die Tiroler Landesregierung auf, mit den Jenischen in Kontakt zu treten, und in weiterer Folge zu prüfen, in welchem Rahmen die Landesregierung die Jenischen aktiv bei der Aufarbeitung ihre Geschichte unterstützen kann.“⁸

Auch theoretische Fragen, die sich aus der konkreten Archivpraxis ergaben, konnten gegenwärtig lediglich gesammelt, nicht aber abschließend beantwortet werden. Grundsätzlich: Ist es legitim, jenische Kultur sichtbar zu machen, wenn Sichtbarkeit doch zumindest die Möglichkeit einschließt, von der Mehrheitsgesellschaft an den Rand gedrängt zu werden – zudem, wenn diese Arbeit von nicht-jenischen Archivar:innen durchgeführt wird, selbst wenn diese in engem Dialog mit Jenischen stehen? Eine vergleichbare Debatte begleitet die Verschriftlichung und Veröffentlichung der jenischen Sprache. Oder etwa, dass bereits der Hinweis auf historische personenbezogene Akten Begehrlichkeiten wecken könnte, die wiederum Rückschlüsse auf heute lebende Personen ermöglichen. Zugleich können sie aber auch von unschätzbbarer Bedeutung für emanzipatorische Forschung sein, die im Sinne jenischer Anliegen durchgeführt wird.

Für Simone Schönnett ist die Existenz eines Jenischen Archivs notwendig, da es „einzigartig ist und es in dieser Größenordnung noch nie den Versuch gegeben hat, jenische (Zeit-)Geschichte zu sichern und zugänglich zu machen“⁹.

Historische Dokumente, aber vor allem auch Erzählungen und Lebensgeschichten sind von unschätzbarem Wert, nicht nur für das Jenische Archiv, sondern auch für die Sache der Jenischen. Wir freuen uns über jede Kontaktaufnahme und materielle oder immaterielle Beteiligung am Aufbau unter: info@jenisches-archiv.at.

Anmerkungen

- 1 Simone Schönnett 2022, „Entwurf Graphische Novelle“, Jenisches Archiv Digital.
- 2 Ebd.
- 3 Horst Schreiber: Die Jenischen im Nationalsozialismus, in: Michael Haupt/Edith Hessenberger: *Fahrend? Um die Ötztaler Alpen. Aspekte jenischer Geschichte in Tirol*, Innsbruck 2021, S. 125–155, hier S. 155.
- 4 Vgl. Horst Schreiber: „... obwohl sie der Rasse nach keine Karnerin ist“. Die Verfolgung der Jenischen in Tirol, in: Horst Schreiber u. a. (Hg.): *Gaismair-Jahrbuch 2016: Zwischentöne*, Innsbruck–Wien–Bozen 2015, S. 99–108 und Schreiber: *Die Jenischen im Nationalsozialismus*.
- 5 Vgl. Schreiber: *Die Jenischen im Nationalsozialismus*, S. 125.
- 6 Johannes Papritz: *Archivwissenschaft – Band 1, Teil 1: Einführung, Grundbegriffe, Terminologie*, Marburg 1983, S. 90.
- 7 Schönnett 2022. Zum Hintergrund vgl. Oliver Seifert: „Maria S. Ist Sterilisation zu fordern.“, in: *Ich lasse mich nicht länger für einen Narren halten: Eine Ausstellung zur Geschichte der Psychiatrie in Tirol, Südtirol und im Trentino*, Bozen 2012, S. 74–87 und Horst Schreiber: „Angesichts des erheblichen Schwachsinn und der (...) psychopathischen Minderwertigkeit ist Sterilisation zu fordern“, in: Monika Jarosch u. a. (Hg.): *Gaismair-Jahrbuch 2009: Überwältigungen*, Innsbruck–Wien–Bozen 2008, S. 99–106, die das furchtbare Schicksal der Jenischen Maria S. beschreiben, die 1943 rechtskräftig zur „Unfruchtbarmachung“ in der Universitätsfrauenklinik Innsbruck verurteilt wurde.
- 8 Entschließung des Tiroler Landtags vom 7. Juli 2022, GZ 243/2022.
- 9 Simone Schönnett 2022 in persönlicher Korrespondenz mit den Verfassern.

Horst Schreiber/Elisabeth Husl (Hg.)

Gaismair-Jahrbuch 2022

Dekokratie

StudienVerlag

Innsbruck
Wien

Die Jenischen im Nationalsozialismus – Verfolgung und Familiengedächtnis

Die Politik des Nationalsozialismus war gegenüber den Fahrenden zunächst mehr Kontinuität als Bruch, sie setzte die traditionellen Verfolgungsmaßnahmen fort und professionalisierte sie.¹ Das Bild der „typischen Karrner“ als Landstreicher und Vagabunden, Diebe, Kriminelle, Raufbolde und Säufer, Almosenempfänger und Degenerierte, Arbeitsscheue und Asoziale war längst vor Beginn der NS-Herrschaft allgegenwärtig. Daher standen die Jenischen schon im März 1938 unter Generalverdacht, die „Volksgemeinschaft“ zu zersetzen. Und zwar als Gesamtgruppe, ohne dass deswegen jede und jeder Einzelne in die NS-Verfolgungsmaschinerie geraten musste. Aber es war potenziell immer möglich. Der Wert des Menschen im Nationalsozialismus hing davon ab, ob und wie produktiv er der ihm zugewiesenen Arbeit nachkam. Die Jenischen galten landläufig als die Leistungsunwilligen und Leistungsunfähigen. Viele Jenische arbeiteten hart, um mit ihren Familien überleben zu können. Doch die wenigsten sahen in der Erwerbsarbeit jenen tiefen Sinn des Lebens, der die Sesshaften dazu bewog, Arbeit zu einer Religion zu erheben. Bis 1938 war ein engmaschiges Kontrollnetz um die Jenischen als weniger Leistungsfähige, weniger Brauchbare, Abweichende und sich Verweigernde gezogen worden. Das Lebensrecht als Menschen hatten sie behalten. Nun war selbst das nicht mehr sicher.

Zunächst verfolgten die Nationalsozialisten die Jenischen als „nach Zigeunerart umherziehende Personen“. Die Behörden verweigerten ihnen Hausierpässe und Wandergewerbescheine, Jenische gingen dennoch auf Reise – wovon sollten sie sonst leben – und machten sich dadurch strafbar. Die Jenischen waren meist arm und randständig,² sie begehrten auf und kamen oft in Konflikt mit dem Gesetz. Nun war die Gelegenheit gekommen, sie loszuwerden oder zumindest gefügig zu machen. Aus Tirol kamen viele Forderungen gegenüber den oberen Instanzen des Deutschen Reiches, schneller, umfassender und radikaler gegen „Zigeuner“ und Jenische vorzugehen, die Jenischen als Gruppe zu verfolgen und die jenische Kultur endgültig zu beseitigen. Diese Ungeduld brachte der Kommandeur der Gendarmerie des Gaues Tirol-Vorarlberg auf den Punkt. Josef Albert forderte, sie „rücksichtslos in eigenen Arbeitslagern zu sammeln und zur Arbeit zu zwingen. Alle Zigeuner und ähnliche wären, ihrer frühen Reife entsprechend, zeitgerecht unfruchtbar zu machen.“

Das Ziel, die Jenischen in ihrer Gesamtheit in Konzentrationslager zu deportieren, erreichten die vielen Initiativen aus Tirol nicht. Die Zentralbehörden hatten entschieden, das „zigeunerähnliche Gesindel“, als das sie die Jenischen ansahen, nicht als „Fremdrassige“, sondern als asoziale Einheimische zu verfolgen. Schließ-

lich unterstellte man ihnen auch minderwertiges Erbgut, nicht nur kriminelles Verhalten. In Tirol ging es darum, die Familienverbände der Jenischen zu zerschlagen. Ihr Nachwuchs war unerwünscht, daher verweigerten die Gesundheitsbehörden zahlreichen jenischen Familien die Zuerkennung von Kinderbeihilfen und Ehestandsdarlehen, die Fürsorge verstärkte ihre Praxis der Kindesabnahme. Ein Teil der Kinder und Jugendlichen wurde mit Gewalt zu sesshaften und arbeitswilligen Subjekten umerzogen, andere wiederum unfruchtbar gemacht.

Grundlage der Verfolgung Jenischer war der Erlass über die „Vorbeugende Verbrechensbekämpfung“. Ins KZ überstellt werden konnte, wer als „Berufs- und Gewohnheitsverbrecher“ galt oder „ohne Berufs- oder Gewohnheitsverbrecher zu sein, durch sein asoziales Verhalten die Allgemeinheit gefährdet“. Viele Jenische hatten mehrere Vorstrafen wegen Verwaltungsübertretungen, kleineren Diebstählen, verbal und körperlich ausgetragenen Konflikten mit Autoritäten. Offenkundig ist: Nie war es so einfach wie unter der neuen Gesetzeslage, die Jenischen und andere Arme einer „Sonderbehandlung“ zuzuführen. Der Zugriff der Diktatur auf sie folgte einer weiteren Logik: eigenem Macht- und Profitstreben. Die Verfolgten deckten einen Teil des Bedarfs an – billigen – Arbeitskräften für die Kriegsvorbereitung und den Ausbau der Konzentrationslager zu Produktionsstätten der SS.

Jenische Opfer

Die Innsbrucker Gestapo überstellte Franziska Leitner am 7. Dezember 1939 ins KZ Ravensbrück. Dort wurde sie zunächst als asozial bezeichnet, dann als „Zigeunerin“. Die 28-jährige „Vagantin“ Frieda Lechner, geboren am 25.6.1911 in Eger, wohnhaft in Innsbruck, wurde am 4. August 1939 verhaftet und als Asoziale ins KZ Ravensbrück überstellt. Sie starb am 14.4.1943 im KZ Auschwitz.³ Mehrere Angehörige der jenischen Familie G., der Kusine von Anton Haslacher und der Großvater von Rudi Strele kamen in ein KZ. Franz Maier (Mayer) verbrachte Jahre in den Lagern Dachau, Mauthausen und Buchenwald. Franz Monz ging in Melk, einem Außenlager des KZ Mauthausen, zugrunde, Rudolf Monz im Hauptlager, Emil Unterkofler im KZ Flossenbürg.

Seit Herbst 1942 konnten nach einer Übereinkunft höchster NS-Behörden zur „Vernichtung asozialen Lebens“ gerichtlich Verurteilte vor, während und sogar nach der Verbüßung ihrer Haftstrafe vom Zuchthaus ins KZ verfrachtet werden. Einer dieser sogenannten Asozialen war Peter Mungenast, geboren am 19.5.1901 in Alberschwende, heimatzuständig in Zams, wo sich die Familie während der Wintermonate in einer Baracke am Inn aufhielt. Am 8. August 1938 verschleppte ihn die Innsbrucker Kriminalpolizei ins KZ Mauthausen, obwohl er gegen kein Gesetz verstoßen und alle seine Straftaten verbüßt hatte. Auf seiner KZ-Häftlingskarte stand als Grund seiner Inhaftierung: Vorstrafen. Der Gendarmerieposten Zams verhinderte auf Anfrage der Innsbrucker Kriminalpolizei eine mögliche Entlassung aus dem KZ Mauthausen. Er denunzierte die Eltern von Peter Mungenast als „moralisch verkommen“ und bezeichnete sie als eine „nach Zigeunerart herumziehende Familie“: „Das hiesige Kommando ist der vollen Überzeugung,

dass Mungenast Keime in sich trägt, die ihn als unverbesserlichen Gewohnheitsverbrecher stempeln.“ Daher sei „eine langwährende Vorbeugungshaft das zweckmässigste Mittel um die Gemeinschaft vor dem Verbrecher und Asozialen zu schützen.“ Die Gestapo schickte Mungenast abwechselnd in die Lager Dachau und Buchenwald. Im Juli 1940 beantragte die Kriminalpolizeileitstelle Innsbruck die Entlassung von Peter Mungenast aus der polizeilichen Vorbeugungshaft im KZ. Sie erwähnte seinen Arbeitseinsatz vor der Verhaftung und unterstrich, dass die letzte, noch dazu längst verbüßte Strafe, aus dem Jahr 1937 stammte, und führte als weiteren mildernden Umstand an: „Bemerkt sei noch, daß ein Bruder namens Hugo Mungenast im Lager verstorben ist.“ Hugo Mungenast, geboren am 31.8.1904 in Innsbruck, starb am 11.1.1940 im KZ Mauthausen. Peter Mungenast schindete sich in den Konzentrationslagern zugrunde. Erschöpft, ausgebrannt und schließlich arbeitsunfähig, hatte er keinen Wert mehr. Das Urteil sprach eine Ärztekommision, die im Frühjahr 1941 die Lager Sachsenhausen, Auschwitz und Buchenwald besuchte, um Häftlinge zu selektieren und sie in die ehemalige Heilanstalt Pirna-Sonnenstein nahe Dresden zu verlegen. Sie war eine der sechs Anstalten in Deutschland, in denen die Nationalsozialisten den Massenmord an kranken Menschen zentral durchführten. Der 15. Juli 1941 war ein durchaus sonniger, wenn auch bewölkter Tag mit fallweise leichtem Regen. Touristen fuhren in Pirna auf Dampfern der Elbe entlang, passierten Sonnenstein, unterhalb der Gaskammer. Dort starb der Tiroler Jenische Peter Mungenast aus Zams einen qualvollen Tod, der sich minutenlang dahinzog.

Die nationalsozialistische Diktatur verfolgte Jenische zwar hauptsächlich unter dem Vorwand, kriminell, asozial und erbbiologisch minderwertig zu sein, zudem aber auch aus vielen anderen Gründen. Etwa wegen Desertion: Franz Glatz aus Mötz und Johann Haslacher aus Schwaz überlebten das KZ Dachau bzw. das Strafgefangenenlager Esterwegen und das Militärstrafgefangenenlager Pocking bei Passau. Eine andere Ursache für die Einlieferung in ein Konzentrationslager war verbotener Umgang mit ausländischen Zwangsarbeitern. Theresia Monz kam als „Polenliebchen“ ins KZ Ravensbrück, dann ins KZ Auschwitz, das sie überlebte.

Der Nationalsozialismus setzte alles daran, die Identitäten und das Selbstverständnis der Jenischen als eigene Volksgruppe zu zerstören. Das Ziel, sie kulturell auszulöschen, hat die NS-Diktatur nicht zur Gänze, aber in hohem Maß erreicht. Hatten Industrialisierung und Diskriminierung das fahrende Leben im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts stark zurückgedrängt, war nach der NS-Zeit die Zahl der nicht-sesshaften und zeitweise wandernden Jenischen auf ein Minimum geschrumpft.

1945 ff: Keine Wiedergutmachung, die Verfolgung geht weiter

Nach 1945 existierte in der Mehrheitsgesellschaft weder ein Schuldbewusstsein noch ein Bemühen um Wiedergutmachung. Unter demokratischen Vorzeichen ging die systematische Benachteiligung der Jenischen weiter, polizeilich, justiziell, administrativ, gewerblich, fürsorglich, schulisch und psychiatrisch-heil-

pädagogisch. Fast alle Angehörigen der jenischen Volksgruppe litten unter einer kollektiven Traumatisierung, die intergenerationell weitergegeben wurde. Nur wenige waren als Opfer des Nationalsozialismus anerkannt und erhielten Leistungen aus der staatlichen Opferfürsorge. Die Tiroler Landesverwaltung rechtfertigte die Verfolgungspraxis im Nachhinein. Warum, so die Sicht des Landes Tirol, hatten die Jenischen im Gefängnis gesessen, in der Zwangspsychiatrie, im Arbeitserziehungslager Reichenau und im KZ? Wegen ihres asozialen Verhaltens. Sie blieben, was sie in den Augen der Autoritäten immer schon waren, eine kriminelle Plage, die es sich auf Kosten der Allgemeinheit gutgehen ließ. Die Umerziehung der jenischen Kinder führten die staatlichen und katholischen Erziehungsheime bis in die 1980er-Jahre durch: mit exzessiver psychischer, körperlicher und sexueller Gewalt. In diesen ersten Jahrzehnten der Zweiten Republik lieferten die Wissenschaften weiterhin die Rechtfertigung für diese Verbrechen gegen die Jenischen und deren rassistisch begründete Diskriminierung: wie vor 1938 und gerade so, als hätte der Nationalsozialismus nie existiert.

Die Angst im Nacken:

Trauma und Selbstbewusstsein in einer jenischen Familie

In seinem Roman *Die Wolfshaut* beschreibt Hans Lebert die ländliche Idylle eines österreichischen Alpendorfes, bewohnt von Verbrechern, Dieben und Mördern, allesamt „als harmloses Almvieh getarnt“: Die Männer schauen drein wie Ochsen, die Frauen wie Kühe. Im Krieg haben sie aus Gehorsam vergewaltigt und gemordet, mitgeholfen, in der Fremde ein ganzes Dorf von Untermenschen auszurotten und im eigenen Kaff noch rechtzeitig vor dem Ende der Naziherrschaft Zwangsarbeiter zu liquidieren. Wenn die braven Leute nach überstandenerm Krieg etwas quälte, dann sicherlich kein schlechtes Gewissen. Der Name ihres Dorfes war charakteristisch für ihr Verhalten gegenüber der einst so als glorreich erlebten Vergangenheit. Es hieß Schweigen und Schweigen war ihnen höchste Tugend – wenn nicht gerade Alkohol ihre Zungen löste und das Hitlerische sich wieder freimachte.

Tabuthema Vergangenheit

Auch Franz Monz konnte nicht aus seiner Haut, entkam nicht den Verkrampfungen des Herzens und den Verdunkelungen seines Gemüts.⁴ Doch ihm bot das Schweigen Schutz vor den Dämonen der Vergangenheit, dem Übelwollen der Behörden und dem denunziatorischen Dünkel der besseren Gesellschaft. Sein Fluch war das Jenischsein, die Unterdrückung seiner Identität, die die Mächtigen solange betrieben hatten, bis es auch ihm angeraten schien, sie selbst zu verheimlichen. Nicht einmal sein Geburtsdatum wollte er offen nennen, 1927 wird es wohl gewesen sein, gibt eine seiner Töchter an. Schon seine Kindheit war von Geheimnissen geprägt, nicht nur von Armut, die ist, spricht man von Jenischen, geradezu als selbstverständlich vorauszusetzen. Franz Monz war Südtiroler Herkunft, gebo-

ren in Nordtirol, aufgewachsen in Seefeld und untergebracht eine Zeitlang bei Öztaler Bauern, gemeinsam mit seinem Bruder Hansi. Dort arbeiteten beide hart für Kost und Logis, ohne angemeldet zu sein. Dafür waren sie versteckt, den Fängen der Obrigkeit entzogen, vor dem Zugriff des Jugendamtes verschont. Über Kindheit und Jugend des Franz Monz gäbe es vieles zu sagen – wenn er darüber etwas mitgeteilt hätte. Der Tochter ist die Vergangenheit des Vaters ein ungeöffnetes Buch, unauffindbar obendrein. Die älteren Geschwister wüssten etwas, mutmaßt sie, doch Bruder wie Schwester wechseln das Thema, sobald die Sprache benennen soll, was das Familiengedächtnis verborgen hält. Die Tochter hat sich oft schon gefragt, wo Opa und Oma geblieben waren, denn es gab sie nicht, weder von Vaters noch von Mutters Seite. Warum dies so war, weiß sie nicht, auch sonst beantwortet niemand ihre Fragen. Die Vergangenheit ist eine Wand, der sie seit Jahren entlanggeht, überwinden konnte sie die Festung noch nie. Kleine Details sind es, die sie herausfinden konnte, weitergeholfen haben sie nicht, eher noch mehr Fragen aufgeworfen. Was war 1935 oder 1943, wie gestaltete sich das Leben des Vaters als junger Mann, auch die 1960er-Jahre kommen undurchsichtig grau daher. Sie selbst ist Mitte der 1970er-Jahre geboren.

„Der Wohnwagen war sein Leben“

Ihre eigenen Kindheitserinnerungen muten verschwommen an, vieles kann die Tochter nicht einordnen, eine Weile war sie mit der Familie in einem Heustadl versteckt, die Ursachen entziehen sich ihr. Eines aber weiß sie, es ist gefühlte Erinnerung: „Papa und Mama lebten immer in Angst, in dieser Atmosphäre bin ich aufgewachsen.“

Der Vater war lustig, hat viel gesungen, Ziehorgel gespielt. Letztendlich ist es ihm aber nicht gutgegangen, besonders dann, als er das Fahren aufgeben musste. Bis zu seinem Tod hielt er sich einen Wohnwagen, kein Schmuckstück zwar, aber auch kein Karren mehr. Noch in den 1970er-Jahren unternahm er ausgedehnte Fahrten, die älteste Tochter mit ihm, zwei, drei Tage lang auch die Mutter, immer wieder. Sie selbst entsinnt sich dessen nicht mehr, auch wenn sie als Kleinkind manchmal mit von der Partie war. Ende der 1970er-Jahre war damit endgültig Schluss und Vater ansässig, den Wohnwagen dennoch immer im Blick, auch wenn er nur mehr am Wochenende und für den Urlaub am Campingplatz in Bregenz in Verwendung war. „Der Wohnwagen war sein Leben“, betont die Tochter. Ihre Schwester besitzt noch Zeugnisse mit dem Vermerk *Fahrendes Volk, Fahrende Schule*. Eigentlich gab es nur einen Zeitabschnitt, in dem der Vater gut verdiente, als Handelsvertreter. Er war ein brillanter Verkäufer, dennoch gelang es ihm nicht, auf Dauer in regulären Arbeitsverhältnissen unterzukommen. Meist war er prekär beschäftigt und angewiesen, Kleinhandel auf Reisen zu betreiben, teils mit selbst hergestellten Produkten, häufig ohne Gewerbeschein. Besondere Kompetenz bewies Franz Monz beim Bau von Ziehorgeln und beim Recyceln von Uhren. Eine weitere Einnahmequelle waren Auftritte mit einer seiner Töchter in Gasthäusern, wo sie Tiroler Lieder sangen und jodelten.

Er wird als gutmütig und liebevoll beschrieben, aber auch als emotional verschlossen. Franz Monz konnte über seine Vergangenheit und somit über sich nicht sprechen, daher blieb immer eine Distanz zu ihm. Das Schweigen half, traumatische Ereignisse abzusperren, half zu funktionieren, zu überleben, sich und die Welt auszuhalten. Wenig erstaunlich wurde er dennoch immer wieder von Traumata eingeholt. Ebenso von Phasen innerer Verstimmung und auch, trotz allen demonstrativ gezeigten Humors, von einer Einsamkeit, die der Mangel an Gelegenheit bedingt, Leid zu entäußern und zu teilen. Ob er sich seiner Frau oder ab und zu den ältesten seiner Kinder anvertraute, ist ungewiss und nicht auszuschließen, jedenfalls für ihn zu hoffen. Seine Tochter beschreibt ihn als Respektperson, der man folgte; da genügte es, wenn er die Augenbrauen hochzog: „Er war halt ein richtiger Mann, ein richtiger Tiroler.“

Franz Monz, von seiner Krebserkrankung gezeichnet, erlag 1994 mit 67 Jahren einem Hirnschlag, ein Sohn folgte ihm ein Jahr später nach, ein weiterer vor nicht allzu langer Zeit. Nach seinem Tod kam für seine Frau eine Wiederverhehlung nicht mehr in Frage, sie starb 2015 im Alter von 76 Jahren.

Abgehängt im Obdachlosenheim Hunoldstraße

Das eigene Aufwachsen stand unter dem Druck der Anpassung, es war eine völlig abgeschottete Kindheit, niemand habe gewusst, dass die Familie jensisch war. Zumindest sollte es niemand wissen. Die Mama war eine Jenische aus Deutschland, aufgewachsen in drückender Armut, mit ihren Eltern noch darauf angewiesen, bei Bauern zu hausieren und um Essen zu betteln. Nun war sie Hüterin der eigenen Familie und folglich oberste Hüterin der Geheimhaltung der jensischen Herkunft, um Schaden von den Lieben abzuwenden. So ging die Abwertung der Mehrheitsgesellschaft den Jenischen unter die Haut, verstopfte jede Pore und erzeugte Scham aus dem Bedürfnis nach Schutz und aufgrund der Allgegenwärtigkeit der Angst. Die Schande speiste sich nicht nur aus den Jahren der Verfolgung, die nie aufgehört hatte und deren Anfang man nicht kannte, weil es nie anders gewesen war, zumindest erinnerte sich niemand an andere Zeiten, nur an bessere als jene des Nationalsozialismus, doch das war keine Kunst. Die Schande speiste sich auch aus dem Umstand, dass erzwungene Sesshaftigkeit die Armut nicht minderte, die Not der Behausung verschärfte. Statt eines zeitweisen Lebens in der Natur, oft wenig romantisch und dennoch frei, blieb die Wahl zwischen Baracke und Elendshütte oder einem Asyl. Dort landete die Familie, sechs Personen in einem Raum, zusammengepfercht im Obdachlosenheim Hunoldstraße in Innsbruck. Die bürgerliche Gesellschaft entrüstete sich über die schlimmen Folgen des unsteten Lebenswandels der Fahrenden für ihre Kleinen und steckte sie in Heime. Menschenwürdigen Wohnraum verwehrt sie ihnen jedoch, das Leben unter erwachsenen Alkoholkranken mit Gemeinschaftsduschen war für jensische Kinder Förderung genug. So sah Wiedergutmachung für die Jenischen in der Republik Österreich und im katholischen Tirol aus für erlittenes Leid im Nationalsozialismus und davor. Drei, vier Jahre lang währte dieser Zustand des Jammers, er vergrößerte Schmach und

Schande von Mutter und Vater, ihren Kindern kein besseres Leben bieten zu können. Dann winkte auch ihnen endlich eine Stadtwohnung im Olympischen Dorf, so geräumig, dass die Jungs ein eigenes Zimmer hatten.

Schule der Gewalt und jenische Wehrhaftigkeit

Die Tochter hoffte nun auf bessere Behandlung in der Schule. Wohnadresse Hunoldstraße und ihr Nachname, der sie als „Karrnerin“ auswies, hatten ihr „große Beliebtheit“ bei der Lehrerin und der Direktorin der Leitgeb-Volksschule eingehandelt. Die Erinnerung an die Zeit in der Volksschule möchte sie am liebsten aus ihrem Gedächtnis löschen. Das Geringste waren die unflätigen Schimpftiraden der Direktorin, die es sich zur Gewohnheit gemacht hatte, unfeine Manieren der Tochter von Franz Monz zu tadeln. Der Unangemessenheit ihrer Worte, noch dazu gegenüber einem Volksschulkind, war sie sich wohl bewusst. Die bürgerliche Fassade des feinen Tones wusste sie deshalb zu wahren, die Maske der Niedertracht fiel nur im Inneren der direktoralen Kanzlei. Die Schulmeisterin hatte weniger Bedenken, schließlich stand sie jeden Tag in der Klasse und war sie es, die sich mit dem verhassten Karrnerkind herumzuplagen hatte, das so gar nicht zur Leitgebsschule passte. Nach ihrem Verständnis eine gute Schule auf einer Stufe mit den Volksschulen der Inneren Stadt. Die blieben scheinbar verschont von derartigem Rattlernachwuchs, der die wohlgezogenen Kinder aus den anständigen Familien einem schlechten Einfluss aussetzte und verdarb. Der Name Monz sagte schon alles. Mehr brauchte es nicht, um Bescheid zu wissen, mit wem und womit man es zu tun hatte. Der pädagogische Spürsinn in der Schulstube stützte sich auf die Praxis der Sippenhaft, aber auch auf einen erb- und milieutheoretischen Blick. Die Lehrerinnen und Pädagogen bedienten sich schon lange vor der Nazizeit dieses psychologischen Instrumentariums, traditionsbewusst nutzten sie es ebenso in der Demokratie jüngeren Datums. Auch von anderen Praktiken der guten alten Zeit zum Wohle des zu erziehenden Kindes konnten sie die Finger nicht lassen. G'sunde Watschen, Scheitelknien, der fliegende Schlüsselbund, das Ohrenziehen, die Kopfnuss, das Rohrstabperl und andere Gewaltmethoden aus dem Arsenal der bürgerlichen Gehorsamsdisziplinierung kannten zwar auch andere Volksschulkinder. Der Tochter von Franz Monz waren sie aber vertrauter als das Alphabet und das kleine Einmaleins. Ihre beste Freundin und Gefährtin im Leid war auch ein jenisches Kind, so wie sie eine Außenseiterin ohne Zugehörigkeit in der Klasse. Die Lehrerin schlug und demütigte nicht nur, sie weigerte sich überdies, Fragen der jenischen Mädchen zu beantworten; so mussten sie andere Kinder bitten, die Autorität um Erklärungen zu ersuchen. Was tröstete, war der Umstand, dass Vater und Mutter hinter ihr standen. Was aufrichtete, war jenische Wehrhaftigkeit, für die Mittelschicht Beweis einer kriminellen Persönlichkeit. Als die Lehrerin wieder einmal den Bambusstecken schwang und ein wimmerndes Kind die geschwollenen Finger kaum strecken konnte, schritt Franz Monz zur Tat, getreu alttestamentarischen Empfehlungen vergolt er Gleiches mit Gleichem. Ob ihm aus seinem Handeln zur Herstellung von Gerechtigkeit Konsequenzen erwachsen, kann die Tochter nicht sagen. Sehr wohl

erinnert sie sich an die sichtbaren Spuren väterlichen Engagements. Die Verfechterin Schwarzer Pädagogik unterrichtete mit einbandagierter Hand, die längere Zeit weder Kreide noch Schlagstöcke zu fassen bekam.

Wie sehr die Eltern hinter ihren Kindern standen, demonstrierte auch die Mutter. Als einer ihrer Söhne mit einem blauen Auge nach Hause kam, das ihm ein Polizist zur Strafe verpasst hatte, weil er, ohne zu zahlen, die Mauer des Tivoli-Schwimmbades überwunden hatte, eilte sie in Patschen und mit Lockenwicklern am Kopf zur Wachstube. Dort stellte sie den Übeltäter zur Rede. Ein resolut vorgetragener Satz, oft wiederholt und unter Gelächter weitererzählt, hat sich ins Monz'sche Familiengedächtnis tief eingegraben, aber auch einen Polizisten sprachlos zurückgelassen: „Vor deiner Uniform habe ich Respekt, doch was drinnen steckt, spucke ich an.“

Den eigenen Weg gegangen

Der Vorwurf, dumm zu sein, und die Prognose, es im Leben zu nichts zu bringen, ist das Mantra der Privilegierten, deren beschränkter Horizont allemal ausreicht, einflussreiche Positionen zu besetzen, gegenüber den Ausgebeuteten und Unterdrückten, den Armen und Niedergehaltenen oder auch ganz einfach gegenüber ihren Frauen. Die Tochter von Franz Monz ist trotz solcher Prophezeiungen, die Legionen von Schülerinnen und Schülern kennen, ihren Weg gegangen. Den eigenen Weg gehen – fast schon eine Floskel, die leicht über die Lippen geht, wenn unter den so denkbar schlechten Voraussetzungen nicht das Logische eingetreten ist, sondern das Unwahrscheinlichere, das Geglückte, und nicht der Abstieg und das Verharren in materiellem Elend und psychischer Not. Nach der Volksschule widerfuhr ihr das Übliche, Überstellung in die Sonderschule, kannst nix bist nix. Auch wenn dort nicht alles eitel Wonne war, Anfeindungen und Ablehnungen nicht ausblieben, erlebte das jenische Mädchen Förderung. Seine Noten waren hervorragend, allein, der Freude waren enge Grenzen gesetzt, am Arbeitsmarkt half ein Zeugnis der Sonderschule wenig, zum Stigma der Herkunft gesellte sich das der Wertlosigkeit des Bildungsabschlusses. Eine Lehre zu finden, war schwierig, später holte sie im zweiten Bildungsweg die Hauptschule nach, kellnerte und gründete schließlich mit zwei Geschwistern ein eigenes Cafe, die Mutter kochte, die Gäste bewunderten den immensen Familienzusammenhalt. Nach erfolgreichen Jahren in der Gastronomie mit langen Arbeitszeiten fand sie eine neue Tätigkeit im öffentlichen Dienst, die ein geregeltes Einkommen sicherte und bessere Möglichkeiten bot, Beruf und Kindererziehung in Einklang zu bringen.

Weitergabe jenischer Werte

Die Tochter von Franz Monz hält nachdrücklich fest: „Das Jenische ist die Kultur von mir.“ Deshalb ist sie bestrebt, diese Kultur ihren Kindern zu vermitteln, schließlich habe sie, habe ihre Familie als Angehörige der Volksgruppe auch einen hohen Preis gezahlt. Daheim sprachen Vater Franz und die Mutter fast immer

jenisch. Wenn es um etwas ging, das Außenstehende nicht wissen sollten, sowieso. Deshalb benützt auch sie daheim oft die Sprache des Fahrenden Volkes, ihre Buben verstehen sie, das Sprechen allerdings ist eine andere Sache. Als typisch jenisch bezeichnet sie ihr Einfühlungsvermögen, ihre Menschenkenntnis und das gut geölte Mundwerk, schließlich hing von diesen Fähigkeiten ab, wie gut oder wie schlecht man sich durchs Leben schlug in der Mehrheitsgesellschaft. Kämpfen und nicht aufgeben, hält sie für weitere Werte, welche die jenische Gemeinschaft charakterisieren, wahre Überlebenskünstler entwachsen ihr, weibliche wie männliche. Was sie aber besonders hochhält und bei ihren Kindern als jenisches Erbe pflegt, sind Gastfreundschaft und Solidarität, das Geben und das Teilen. Ohne gegenseitige Hilfe und Zusammenhalt hätten die Jenischen in einer feindlichen Umwelt kein Auskommen gehabt, deshalb entwickelten sie diese Tugenden, die nicht verlorengehen dürfen.

Die Tochter von Franz Monz erzählt von ihrer Mutter, einer beherzten Frau, die ihrem Ehemann das Butterbrot in Würfeln schnitt, die Schnürsenkel band und ihm so wie den Buben beim Essenschöpfen stets den Vortritt gab. Patriarchale Haltungen würden die Beziehungen zwischen den Geschlechtern charakterisieren. „Die Frau tut alles für den Mann, sie ist sehr loyal. So habe ich es auch gelernt, das ist eine Hierarchie, in der die Männer oben stehen.“ Allerdings erweckt meine Interviewpartnerin nicht gerade den Eindruck, bereit zu sein, sich als Frau unterzuordnen, so entschlossen und selbstbewusst tritt sie auf.

Die Erfahrungen von Armut und Entbehrungen, Ausgrenzung und Diskriminierung lassen sie klare Ziele verfolgen; Ziele, die in vielen jenischen Familien wegweisend sind. Die Kinder sollen diese bitteren Erfahrungen nicht mehr machen, sie sollen es besser haben, etwas erreichen, Anerkennung finden, ein gutes Leben haben. Diese Absicht erzeugt aber Ambivalenzen. Die Tochter von Franz Monz unterstützt ihre Kinder, sich in die Gesellschaft einzufügen, sie verlangt ihnen Leistung, Selbstdisziplin und Fleiß ab, um das Außenseitertum hinter sich zu lassen, sie auf die Anforderungen der Arbeitswelt vorzubereiten. Damit fördert sie die Integration der Kinder in die Gesellschaft und den sozialen Aufstieg in die Mittelschicht. Daher hält sie ihre Kinder an, die jenische Herkunft in der Schule zu verheimlichen. Zu groß erscheint weiterhin die Gefahr von Missachtung und Ausschluss.

Die Angst der Eltern sitzt der Tochter von Franz Monz nicht mehr im Nacken. Sie befürchtet keine Verfolgung wie zu Zeiten von Kaiser und Führer oder in der postnazistischen Gesellschaft der Zweiten Republik mit systematischer Abnahme jenischer Kinder und ihrer Zurichtung mittels überschießender bis hin zu terroristischer Gewalt. Ihre Mutter schämte sich zwar nicht, Jenische zu sein, wohl aber wenn sie nach außen als solche erkannt wurde. Die Tochter von Franz Monz bekennt sich zu ihrer jenischen Identität, geht in immer mehr Zusammenhängen offen mit ihr um. Gefühle von Scham und Schande wegen der Herkunft sind ihr inzwischen fremd. Aber: Vorsichtig ist sie weiterhin, generell outen möchte sie sich wie viele andere ihrer Volksgruppe nicht. Auch wenn Vorurteile seltener geworden sind und das Wissen um Jenische, gerade bei jungen Menschen, stark nachgelassen habe: „Ich bin jetzt stolz darauf, jenisch zu sein, halte es aber mit meinem Vater, das nicht nach außen zu tragen.“

Anmerkungen

- 1 Grundlage der Darstellung des Nationalsozialismus in diesem Beitrag ist der Aufsatz von Horst Schreiber: Die Jenischen im Nationalsozialismus, in: Michael Haupt/Edith Hessenberger: Fahrend? Um die Ötztaler Alpen. Aspekte jenischer Geschichte in Tirol, Innsbruck–Wien–Bozen 2021, S. 125–155.
- 2 Siehe Horst Schreiber: Restitution von Würde. Kindheit und Gewalt in den Heimen der Stadt Innsbruck, Innsbruck–Wien–Bozen 2015, S. 191–216. Hier weist der Autor auf die Tradition der „residualen Armut“ und den Prozess der Stigmatisierung, Degradierung und Ignorierung hin, in denen jenische Familien über lange Zeiträume hinweg lebten.
- 3 Personendatenbank des DÖW.
- 4 Die folgende Darstellung basiert auf das Interview des Autors mit Frau N.N., der Tochter von Franz Monz, 18.8.2021. Franz Monz ist nicht ident mit dem Jenischen gleichen Namens, der in Melk, einem Außenlager des KZ Mauthausen, ums Leben kam.